

Edmund Mater

Übersetzte Geschichten

Trubel

Ein Herzzerreissender Schrei, jeden und alles aufrüttelnd, durchdröhnte das neue, gerade erst besiedelte Haus wie eine Sirene einer Dampflokomotive. Nach dem Nerven und Trommelfellschädlichen Schall trat für einige Augenblicke eine Stille ein. Dann unterbrach diese ungewöhnliche für ein Mehrfamilienhaus Totenstille eine irrsinnige Lautkakophonie. Die erschrockenen Kinder begannen zu weinen. In Fenstern gingen Lichter an. Die Wohnungstüren gingen auf.

In Brand?

Getötet?

Überschwemmt?

Auf allen Etagen hörte man Fragen, auf die keiner eine einleuchtende Antwort geben konnte. Es fand sich unter den Einwohnern auch ein wachsamer Herr. Auf den besorgniserregenden Ruf des strengen Hausmeisters reagierte man im Polizeirevier des benachbarten Bezirkes rekordfähig schnell.

Jetzt heulte am Hauseingang, die städtische nächtliche Stille verletzend, eine echte Sirene. Zwei Polizisten, die unterwegs schon ihre Pistolentaschen richteten, warfen sich zu dem beleuchteten Eingang des Hochhauses wie auf die Schießscharte eines Bunkers.

Die Hauseingangstür gab gefällig nach. Derselbe wachsamer Herr, der die Polizei angerufen hatte, machte den versperrten Weg vor den Dienstmännern frei. Der Aufzug wurde noch nicht zur Benutzung freigegeben. Hüpfend stürzten die breitschultrigen Jungs die Treppe hoch. Die Hausbewohner zeigten ihnen eilig: irgendwo dort, auf den obersten Etagen sei was los. Trotz des im ganzen Haus herrschenden Wirrwarrs, war eine Wohnungstür noch zu. Gerade aus dieser verschlossenen Tür kamen aufrüttelnde Laute heraus. Als die erfahrenen Polizisten begriffen hatten, dass genau hier der Ausgangspunkt der Aufregung bestand, stellten sie sich auf beiden Seiten der Tür auf. Gemeinsam schlugen sie mit den Fäusten gegen die Tür und brüllten einstimmig mit trainierten Bässen:

Aufmachen!!!

Polizei!!!

Erwin wartete auf den Besuch seiner Großmutter wie auf eine große Feier, aber diese kam und kam nicht. Die Telefongespräche nahmen kein Ende. Alle waren schon vor Sehnsucht erschöpft.

Endlich, nach vielen qualvollen Monaten des Wartens, war der Ankunftstag der von allen geliebten Großmütterlein bekannt. Mit zwei Autos fuhr die ganze Verwandtschaft zum Flughafen.

Erwin hatte an diesem Tag Glück. Da die Großmutter von der Vorliebe des Jungchens zu Messern gewusst hatte, brachte sie seinem Enkelsohn ein echtes Klappmesser mit vielerlei Klingen mit.

Als man aus der Weitentlegenen Stadt, wo sich der internationale Flughafen befindet, zurückkam, war es schon spät am Abend. Die Ankunft wurde stark gefeiert. Es war nicht wenig getrunken und gegessen worden. Die nahen Verwandten blieben über Nacht. Geschlafen wurde überall dort, wo jemand noch Platz fand. Der Wohnungsherr sagte, dass sein persönliches Bett keiner belegen dürfe, es hieß, dieser Platz sei für die geliebte Schwiegermutter, die zum ersten Mal aus dem weiten Sibirien nach Deutschland gekommen ist. Dem verehrten Gast wurde die Ehre erteilt, als erste auf der neuen Matratze zu schlafen.

Der Enkel schmiegte sich eng an die Seite der Großmutter, natürlich hatte er nicht vergessen, sein Geschenk mit ins Bett zu nehmen. Das fünfzigjährige Großmütterlein seufzte auf, als sie sich das erste Mal in ihrem Leben auf die Bettkante einer Wassermatratze gesetzt hatte. Solch ein Wunder hatte sie in ihrem Heimatdorf noch nie zu sehen bekommen. Es kam schon mal vor, auf dem Stroh schlafen zu müssen, auf Brettern, auf Maschendraht, jedoch auf Wasser - noch niemals.

Man sagt, dass auf dem neuen Platz, nach einem schönen Tag, auch Träume einem nur gute vorkommen erscheinen. Vielleicht ist es wirklich so, jedoch waren bei der Großmutter die Träume sowie die Erwachung nicht von angenehmer Art. Zum völligen Alptraum wurde diese erste Nacht im Ausland für die Frau, die ihr ganzes Leben in einem sibirischen Ort verbracht hat. Ahnte sie nicht, dass das Geschenk, das sie ihrem geliebten Enkel mitgebracht hat, die Ursache des nächtlichen Geschehens sein wird, von dem man noch lange in der ganzen Stadt reden wird.

Im Schlaf drehte sich der Kleine von einer auf die andere Seite und eine der Klingen des Klappmessers stemmte sich in die Gummiseite der Matratze. Noch eine unruhige Bewegung des Jungen und ein dünner Wasserstrahl sickerte in die Vertiefung, in der es sich das Großmütterlein bequem gemacht hat.

Die Großmutter träumte, dass sie schwimmt, aber das entgegen liegende Ufer entfernt sich vor ihr immer weiter und weiter. Ihre Kräfte fingen an schwinden. Es zog sie in die Tiefe. Die Luft ging ihr aus und sie fing an, wie in einer Agonie, mit den Händen und den Beinen um sich zu schlagen.

Zu allen Seiten flogen Wasserspritzer. In diesem Moment kam aus dem Großmütterlein eine Stimme heraus, vor der sich in ihrem Heimatdorf alle ohne Ausnahmen ein wenig fürchteten.

Zu allem Unglück erwischte sie mit der Hand die Nachtlampe, die von der Tochter vorsorglich am Kopfende der Mutter aufgestellt worden war.

Mit einem Knall zerplatzte die Glühbirne und in der Wohnung herrschte plötzlich eine völlige Dunkelheit. Die elektrische Sicherung hatte ihren Zweck erfüllt.

Zu Schade, dass die darauf folgenden Bilder keiner mit eigenen Augen sehen konnte.

Die Schreie des Großmütterlein und des Enkels haben alle auf die Beine gebracht. Das Licht ist weg. Jalousien zugezogen. Kurt, der Wohnungsherr, ist ein Nichtraucher, die Gäste auch. In der Küche – kein Gasherd, sondern ein elektrischer und das bedeutet, es gibt auch keine Streichhölzer im Haus. Auch keine Taschenlampe. Einer stolpert über den anderen.

Der Verteilerkasten, in dem sich die Sicherung befindet, ist natürlich an einem sehr schlecht erreichbaren Ort, in dem Abstellkammerchen am anderen Ende des Flurs. Kurt, noch nicht ganz nüchtern, begab sich in der Dunkelheit eilig zum Flur, alle unterwegs auseinander stoßend, um die automatische Sicherung einzuschalten. In der Dunkelheit läuft alles nicht so, wie man es will. Mit voller Wucht traf er mit der Stirn auf die Schrankkante. Mit dem Fuß traf er in eine Schüssel mit Kleisterresten. In diesem verrückten Augenblick ertönten ein lautes Klopfen an der Wohnungstür und drohende Forderungen, unverzüglich zu öffnen. Nachdem Kurt in der Dunkelheit den Türgriff ertastet und die Tür aufgerissen hatte, fiel er plump in den Treppenflur heraus.

Dieses Szenarium musste man sehen. Regisseure und Autoren von Komödienfilmen hätten dann nicht zu fantasieren brauchen. Nimm das Geschehene mit einer Videokamera auf und sogar Wiederholungsaufnahmen sind überflüssig.

Die Polizisten entfernten sich vorsichtig zur Seite von der sich rasch öffnender Wohnungstür. In der Wohnung war es immer noch dunkel. An der Türschwelle erschien ein zerzauster Mann, der einem Schreckgespenst sehr ähnelte. Auf dem einen Fuß hing anstatt eines Hausschuhs irgendeine graue mehlbreiähnliche Masse. Die engen Unterhosen hingen seitlich herunter, so dass ein Teil der Manneswürde entblößt worden war. Auf der Stirn dieses Menschen-Gespenstes leuchtete ein purpur-roter Streifen.

Die Haare standen zu Berge und mit seinem Blick konnte er in diesem Moment sogar einen wütenden Hund hypnotisieren. Hinterher kamen aus der Wohnung nicht weniger seltsame karikaturistische Figuren auf den Treppenflur heraus.

Die Polizisten konnten nichts von dem Wortfluss verstehen, der alle Treppen und Flure füllte (die Bewohner des neuen Hauses waren ja fast alle aus der ehemaligen UdSSR).

Mit dieser Sprache muss man aufwachsen, um alle ihre Feinheiten zu verstehen. Es ist unmöglich, die ganze Würze der genüsslichen Redewendungen einer Sprache in eine andere zu übertragen.

Als eine der Frauen Kurt genauer ansah, kicherte sie in die Faust. Jetzt haben auch andere Frauen seine nicht ganz anständige äußerliche Erscheinung bemerkt. Die aufgeregten, verärgerten Gesichter fingen an in Lächeln aufzugehen.

Auf dem Treppenflur gackerten alle Versammelten, die durch den nächtlichen Wirrwarr aufgeweckt worden waren, und nur die Dienstmänner konnten nicht begreifen, worauf sich die halbnackten Männer und Frauen freuen.

Einer der Polizisten sah den Lachenden um ihn herum zu und lachte zunächst auch leise auf. Etwas später unterstützte ihn auch der zweite Polizist, nachdem er begriffen hatte, dass in diesem Haus nichts Schreckliches passiert ist.

Sowohl der Hausherr als auch die Gäste haben nichts davon erfahren, dass die Ursache dieses ganzen nächtlichen Aufruhrs ein kleines Klappmesser war.

Erwin, der nicht mal vermutet hat, dass sein Geschenk so viel Lärm verursacht hatte, räumte das Klappmesserchen in die Tasche und vernichtete somit alle Beweisstücke.

Die Wassermatratze, die eine Strapazierfähigkeitsprüfung nicht bestandet hatte, wurde reklamiert und durch eine neue ersetzt und die Geschichte mit der Überschwemmung in dem neuen Haus wurde immer weitergegeben, nach und nach mit neuen unglaublichen Geschichten umwölbt.

Odnouchij und Seraja

Odnouchij und Seraja hatten großes Glück. Zu zweit stürzten sie ein zweijähriges Pferd nieder, das sich in dem Wald auf einer kleinen Lichtung vor dem kalten Wind versteckt hatte. Sie stopften sich voll und blieben nun unter einem Busch liegen um sich zu erholen. Ein wenig später richtete Seraja sich aufmerksam auf, sie roch die Gefahr, die in der Luft lag. Sie streckte sich und, dem Überlebensinstinkt folgend, setzte sie sich in Bewegung in Richtung Bohnenbäume, die ein großes Landstück bedeckten. Diese lagen ziemlich weit von dem Wald entfernt, wo die Jagt auf das Pferd statt gefunden hat.

Der Odnouchij, noch faul von dem vielen und satten Fraß, drehte unzufrieden seinen Kopf, lief aber der Seraja in der Spur folgend hinterher. Der Instinkt der Seraja rettete ihnen beiden das Leben.

Am folgenden Tag haben Odnouchij und Seraja immer noch unter den Sträuchern geschlafen. Der Wald, wo sie erfolgreich jagten, war schon von dem frühen Morgen an stramm mit Jägern belegt. Sie durchkämpften den Wald und stellten fest, dass die Wölfe den Wald schon verlassen hatten. Die Jäger, laut schreiend über die Entdeckung, sprangen in den Lastwagen und fuhren schnell los in Richtung der Sträucher, wo sich die Wölfe befanden.

Die Wölfe, aufgeweckt vom lauten Lärm, hoben die Köpfe und lauschten aufmerksam zu. Der Lärm wurde sehr schnell lauter. Odnouchij schubste hart mit seiner Schnauze die Seraja in die Seite und zwang sie unter den Busch sich hinzulegen. Wie von einer Sprungfeder aufgeschossen flog er auf einen kleinen offenen kahlen Hügel hoch. Wäre er ein Mensch, so hätte man über ihn gesagt, daß er das Feuer auf sich abgelenkt hat. Wegen Seraja und den zukünftigen Nachkömmlingen opferte er sein Leben.

Als der Fahrer des Lastwagens, den Wolf sah, riss er das Lenkrad zu seiner Seite und gab Gas. Der Motor heulte laut auf. Odnouchij rannte mit vollem Schwung zum weit entfernten großen, viele Kilometer langen Wald. Der Einsatz in diesem Rennen war das Leben von Odnouchij.

Die Seraja hatte sich lautlos unter dem großen und dunklen Busch versteckt, einzig und allein die Ohrenspitzen haben nervös bei ihr gezuckt. Die Wölfin sah so aus als wäre sie gestorben. Sie hat noch lange den Lärm gehört und das Rastern des Kraftwagens. Dann gab es, kaum hörbar, etliche dumpfen Schüsse und, der Lärm entfernte sich schrittweise. Die Seraja wartete ab bis die völlige Dunkelheit eintrat. Erst dann verließ sie die Sträucher.

Es war eine geräuschlose, frostige Nacht und nichts, absolut nichts, war zu hören. Nicht der Lärm des Kraftwagens, nicht das laute Geschrei der Leute, aber auch der Odnouchij war nirgendwo zu hören. Nichts war nebenan und sie heulte jammernd laut los und beweinte damit den Verlust des zuverlässigen Freundes. Sie stand noch eine Weile aufmerksam horchend auf den geringsten Lärm, um dann langsam zu seiner Höhle loszulaufen.

Die Höhle war viele Kilometer weiter Richtung Norden, weit von der Stelle entfernt, wo die Jagd statt gefunden hatte. Als die Seraja sich der Höhle näherte, sah sie schon, dass der Odnouchij hier ebenfalls nicht erschienen ist. Am nächsten grauen Morgen vernahm Seraja mit großer Besorgnis einen unbegreiflichen Lärm.

Dieser hat sich langsam der Höhle genähert und schließlich konnte man deutlich die heiseren Atemzüge und müden Tritte des Odnouchij erkennen. Die Seraja sprang auf und stürzte dem Odnouchij entgegen. Ja, seine Art, wie er sich bewegte hat ihr gesagt, daß er eine sehr lange Strecke hinter sich gelassen hat. Odnouchij konnte kaum noch auf den Beinen stehen. Die Seraja hat daraufhin zärtlich seine Schnauze geleckt. Er streckte sich auf dem Bauch aus, den gesunkenen Kopf lies er auf seinen langen Pfoten liegen. Daraufhin sah sie auf seinem breiten Rücken etliche gerissene Wunden. Die Schrotladung des Jägers hatte den Odnouchij getroffen. Aber ihr Freund hatte sehr viel Glück gehabt.

Die Bleikugeln hatten seinen Rücken nur ein wenig zerkratzt, denn der Schuß kam am Ende seines Sprunges und die Ladung ging oben fast vorbei. Die Schrotladung hat den Rücken nicht voll getroffen, den Kopf zum Glück überhaupt nicht!

Die Seraja leckte seine Wunden sanft ab und er winselte dabei ganz leise. Es war unklar wovon. Von dem Schmerz oder der Freude, daß er am leben geblieben sei und noch ein mal seine Freundin gerettet hat. Oder aus Freude darüber, daß er die Jäger noch einmal täuschen konnte.

Tauben

Ein paar Tauben flogen der Sonne entgegen. Genau den Süden. Falls die Tauben sprechen könnten und jemand sie gefragt hätte:

"Wohin fliegt ihr"? Hätten Sie geantwortet: "Daheim. Daheim"! Obwohl der Hausherr sie verkauft hatte.

Dass der Hausherr sie verkaufen musste, wussten die Tauben, natürlich, nicht. Er war gezwungen gewesen dies zu tun. Diese Not, diese verfluchte Not hat alles zerbrochen. Sie zwingt einen sich oftmals so zu benehmen, obwohl man es nicht gewollt hat.

Die Tauben merkten nur, dass der Hausherr sie in der Dunkelheit mit seinen großen Händen aus dem Nest genommen hatte und danach in einen engen Käfig hinein geschoben hat. Den Käfig mit den Tauben hat er dann auf ein Fuhrwerk gestellt. Es hat die Tauben sehr lange gegen die Wände des Käfigs geschleudert und geschlagen.

Dann haben irgendwelche stinkende, haarige Arme die Tauben aus dem Käfig herausgenommen und sie in einen großen und schmutzigen Sack gesteckt. Es war eine rechte Hölle. Zuletzt wurden sie, halb benommen, aus dem Sack herausgelassen.

Die Plage war damit noch nicht beendet. Ihnen wurde mit einem scharfen Messer die Feder von einem Flügel bis zu den Wurzeln abgeschnitten und nach dieser Operation wurden die Tauben in dem Hof geworfen.

Um ein solches Leben würde sie keiner beneiden. Die behäbige Henne, die Enten und die Gänse vertrieben die armen Tauben von den Körnern, welche die Hausfrau morgens aus dem Eimer in den Hof schüttete.

Wie sehr fehlten jetzt den Tauben die kleinen zärtlichen Hände, die ihnen früher zu Hause leckere Körner und Brotkrümmelchen gegeben hatten. Diese Hände haben die Tauben verwöhnt. Sie haben sie, wie in einer Schaukel geschaukelt und haben sie hoch in die Luft geworfen, und die Tauben nahmen nachher wieder Platz auf den Händen, die ihnen entgegen gestreckt wurden.

Die Tauben können nicht weinen, sonst hätten sie viele Tränen verloren, Vergangenheit sinnend.

Und eines warmen sommerlichen Morgens hat eine Taube gefühlt, daß sie wieder fliegen kann. Sie sprang in die Luft und schlug dabei sehr schnell mit den Flügeln. Oh Wunder, es hat sie nicht zur Seite gerissen. Die Federn waren schon lang genug. Die Taube blieb genau waagrecht in der Luft schweben. Laut mit den Flügeln schlagend, hat sie eine Runde über dem Hof gemacht und die zweite Taube flog ihr hinterher.

Sie flogen, die Tauben flogen Heim! Der Weg zum Zuhause war sehr weit und sie hatten etliche male an dem Straßenrand Platz genommen, um Kraft zu holen und den Hunger zu stillen. Zum Glück gab es genug des guten Kornes und der Saat unterwegs.

Nicht weit von dem verwandten Platz, wo die Tauben in der Luft gleiteten und spielten, holte sie ein Falke ein.

Er überfiel sie von hinten und von oben, aber die erste männliche Taube, wendete scharf zu Seite und entkam dem Angriff. Die Klauen des Falken hatten nur ein wenig den Rücken der Taube gestrichen und ein Wölkchen aus Federn flog in die Luft. Der Falke schlug eine scharfe Kurve ein und begegnete die zweite Taube Stirn zu Stirn. Seine scharfen wie Nadeln Krallen schlugen das zweite Mal nicht fehl.

Die erste Taube schaffte es bis zu Hause. Vor dem verwandten Hof, landete sie und blieb mit den ausgebreiteten Flügeln sitzen.

Zu ihr näherte sich ein schwarzköpfiger Bube. Er nahm die Taube auf die Arme, hob sie zu seinem Gesicht. Die Augen der Taube waren geschlossen. Der Bube blies der Taube in den Schnabel, schüttelte sie. Der Junge konnte nicht glauben, dass die Taube tot ist.

Und nebeneinander, mit schuldbewusst gesunkenen Armen, stand der Vater des Buben. Er wußte mit Sicherheit, daß er nie mehr in seinem Leben, solange er lebt, eine einzige Taube verkauft. Egal wie schwierig es sein wird: Kein einziges Paar Tauben wird von ihm noch einmal verkauft werden.

Julia

Der Schnellzug für die fernen Linien hat sich um einige Stunden verspätet. Deswegen wurde er jetzt auf allen Strecken mit der maximalen Geschwindigkeit getrieben. Die Besatzung der Lokomotive war genervt und deshalb waren die Bremswege und die Anfahrt nicht besonders vonstatten gegangen. Alle waren sehr nervös. Das leitende Personal, Zugbegleitpersonal und der Schaffner. Dann noch die Chefs der Ablösung des Bahnhofs.

Und hier, wie zum Unglück, hat einer der Fahrgäste, werdend unter kräftiger "Fliege", vergessen Abschied von seinen Freunden zu nehmen und zog deswegen die Notbremse. Besoffen stotternd versuchte er dem Leitenden zu erklären, dass seine Freunde ihm dies nie im Leben verzeihen würden und er sie sehr schnell finden würde. Sie müssten in der Kantine des Bahnhofs auf ihm warten.

Nachdem der Alkoholiker der Miliz ausgeliefert war, gab der Vorgesetzte des Zuges das Kommando abzufahren. Der Zug, stumm klappend auf den Weichen, mit schnell steigender Geschwindigkeit, verließ endlich den Bahnhof.

Der Lokführer, nach vorne auf die Gleise sehend, sagte zu dem zweiten Führer: "Diesen Abschnitt der Eisenbahn mag ich nicht. Ich arbeite auf dieser Linie nun schon ungefähr zwanzig Jahre und weiß, dass die Überfahrt, welche wir nach drei Kilometer erreichen werden, von uns allen als verflucht angesehen wird.

Es vergeht kein einziges Jahr, ohne dass dort nicht irgendetwas Schlimmes passiert. Die schrecklichste Katastrophe ist vor drei Jahre geschehen. Es fuhr ein schwer und voll beladener Güterzug und auf der Überfahrt der Gleise ist ein Bus stecken geblieben, dieser war bis zur Decke mit Fahrgästen beladen. Du kannst dir selbst vorstellen, was dort los war. Die Lokomotive hat den Bus genau hinter der Fahrtür getroffen, und wie ein Stier auf seinen Hörnern schleppte er den Bus viele hunderte Meter weiter und schlug dabei mit dem Bus wie mit einem Schild alle stehenden Masten nieder. Und weisst du, weshalb all dieses passierte?"

Der Lokführer hat die Antwort nicht abgewartet! Er selbst antwortete auf seine Frage:

"An allem ist die Bude des Eisenbahnwärters vor der Überfahrt schuld. Die Gleise vor der Überfahrt liegen in einem fließenden langen Bogen und die Bude behindert die Sicht zur Überfahrt für einige Zeit und wir fahren wie Blinde. Und bei den Hindernissen fehlt uns der Bremsweg. Ich habe schon einige male dem Vorgesetzten der Strecke gesagt, dass man die Bude herüber auf die andere Seite der Bahn bringen sollte, aber der hat nur darüber gelacht und gespottet: Wir sollen nur scharf nach vorne schauen und dann kann nichts passieren. Ich weiß selbst nicht warum, aber ich fürchte diese verfluchte Überfahrt und das ist alles. Und ich kann nichts dagegen tun".

Hurra! Julia hat endlich Ferien. Morgen fährt sie mit dem Vater ihre erste ferne Fahrt. Er hat es ihr schon vor einem halben Jahr versprochen. Und seine

Versprechungen erfüllt ihr Vater immer, dies konnte man von Julia nicht sagen. Nicht, dass sie bewusst ihre Versprechungen nicht gehalten hat. Nein, sie hat es einfach vergessen und als sie sich erinnerte hat sie sich immer wieder entschuldigt. Julias Mutti hat sehr oft zum Vater gesagt: „Du verwöhnst unserer kleinstes Töchterchen, verzeihst ihr alle Streiche und ich muss mit der Ungehorsamen, wenn du nicht zu Hause bist, ganz alleine kämpfen“.

Der Vater lächelte nur ganz still in seinen Schnurrbart. Die Tochter hat sich auf jedem Fall schuldig gemacht, aber er hat sie nie dafür bestraft, sondern sagte nur: „Und ich hätte so was nie gemacht“.

Und dieses war für Julia schlimmer als jede strenge Strafe. "Es wäre besser wenn er mich bestrafen würde oder sogar verprügelt, dann könnte ich mich wie eine Beleidigte fühlen. Doch jetzt stellt es sich so heraus, als ob ich wieder meinem, den besten Vater der Welt enttäuscht und beleidigt habe. Schluss! Ab morgen fange ich an mich zu verbessern". Julia gab sich abends selber das Wort, aber ihre mutigwillige Natur hielt es nicht aus im engen Rahmen der Ordnung und so musste sie sich wie immer wieder entschuldigen.

Julia und ihr Vater kamen von der Rundfahrt zurück, sie fuhren nach Hause.

Der Kraftwagen, schwer beladen mit riesigen Betonplatten lief jetzt nicht so schnell, aber gerade deshalb hat es den Laster nicht so sehr gerüttelt und Julia wurde schläfrig. Sie musste ja aufstehen sobald es hell wurde auf dem Hof, aber verschlafen wollte sie nichts auf ihrer weiten ersten Rundfahrt. Deshalb suchte sie ständig irgendetwas Interessantes für sich aus. Da vorne ein helles rotes Feld.

„Papa! Papa! Schau ja nach rechts. Bei meiner Puppe, welche du mir auf dem Markt gekauft hast, ist die Farbe des Kleides genau so, wie dieses Feld. Du hast gewiss gewusst, dass wir an diesem Feld vorbei fahren werden und hast mir extra diese Puppe gekauft“. Und sie drückte ihr kurzes Näschen in Vaters Seite und versteckte dabei ihre klugen dunklen Augen. Sie wusste ganz genau, dass sie die Puppe selbst ausgewählt hat, aber sie wollte dem Vater irgendwas Angenehmes sagen.

Der Vater verstand Julias kleine List. Er streichelte zärtlich Julias Kopf und sagte: "Allerdings meine Goldene, ich kenne dieses Feld. Da hier beinah jeden Frühling der Mohn blüht, dann scheint es so, als ob man durch ein rosa Meer fährt. Wirst du in der Stadt je solche Schönheiten sehen? Meine Liebe, studiere doch Landwirtschaft und dann wirst du viel Zeit mit der Natur zusammen sein".

Julia schaute auf ihren Vater und sagte: "Gut Pappa, ich überlege mir das. Aber ich träume eine berühmte Schauspielerin zu werden". Und sie lachte fröhlich dabei.

Die Straße schwenkte zum Bahnübergang und der Vater schob Julia etwas zu Seite und hatte voll zu tun mit den Pedalen und dem Schalthebel. Auf einmal nieste der Motor unzufrieden und danach wurde alles still. Der Lastwagen rollte noch ein wenig nach vorne und dann blieb er stehen! Seine hinteren Räder standen genau auf den Schienen der Eisenbahn.

Der Vater lies den Anlasser laufen. Der Motor tat keinen Atemzug. Der Vater sprang aus dem Laster, öffnete die Motorhaube und schaute auf den Motor. Danach winkte er Hoffnungslos mit der Hand. Er kehrte sehr schnell wieder zurück, setzte sich ans

Steuer, legte den ersten Gang ein und ergriff vom Boden die Handkurbel. Danach sprang er aus dem Wagen und lief eilend nach vorne. Er steckte den Handgriff in das Zahnrad der Kurbelwelle des Motors, in diesem Augenblick hörte er von weitem Fahrgeräusch des Zuges.

«Julia! Julenka lauf!" - schrie er zur Tochter.

Julia fühlte sich so, als ob sie ein Blitz getroffen hat: „Und was wird mit meinem Vater?“ Und sie erinnerte sich an das was ihr früher der Vater erzählt hat: "Bei der Panne auf dem Bahnüberfahrt muss man irgendwas helles und rotes in die Hände nehmen. Dem Zug entgegen laufen und lange drehende Bewegungen mit einem auffallenden Stück in der Luft machen: Das ist ein Signal für Notbremsung des Zuges.

Julia ergriff ihre neue Puppe an den Beinen, dann sprang sie aus dem Lastwagen! Mit der Puppe schwingend, wie mit einer hellen Maifahne, stürzte sie sich den Zug entgegen. Sie hat nicht mehr gesehen, dass ihr Vater, rasend arbeitend mit der Handkurbel, plötzlich zusammen sackte.

Der Lokführer des Zuges sprang sogar von seinem Platz auf. Von hinter der Bude des Eisenbahnwärters, direkt auf den Schienen, rannte ein kleines Mädchen dem Zug entgegen. Das Kleidchen, von dem schnellen Lauf, war bis zum Bauchnabel aufgerissen. Es flatterte wie ein Segel hinter dem Rücken des Mädchens. In der Hand hielt sie etwas sehr auffallendes und schwang es vor sich so als ob sie eine riesige Fackel trug. Die Fackel bildete einen leuchtenden geschlossenen Kreis.

Der Ton der Bremsen war unerträglich, quiekend. Aber der Zug flog weiter. Er bewegte sich immer noch sehr schnell. Der zweite Lokomotivführer, schob sich bis zum Gürtel aus dem Seitenfenster aus der Lok heraus und brüllte so laut wie er nur konnte: "Geh weg von den Schienen... Geh weg... Geh weg..."

Das Mädchen, mit hoch gehobener Puppe, blieb auf den Schienen stehen. Sie, mit ihrem kleinen gebrechlichen Körper, hat ihren Vater beschützt.

Ein paar Meter vor dem Mädchen hielt die Lokomotive endlich an. Laut schreiend liefen Leute zu ihr, aber sie war sehr glücklich: Ihr Vater! Ihr allerbestes auf dieser Erde, ihr Vater ist am Leben geblieben! Er bleibt bei ihr! Er bleibt mit ihr für immer!!!

Tarzan

Die älteste und größte Birke, die am Rande des Waldes wuchs, hatte ihre eigene leise Sprache. Sogar bei sehr ruhigem Wetter, wenn die Sonne unerträglich brannte und alles betäubt war von der Mittagsglut, haben ihre kleinen Blätter miteinander geflüstert. Worüber sie ihre Gespräche führten, diese kleinen grünen Kinder der einsam am Rande des Waldes stehenden Birke, das wusste natürlich, niemand. Aber alle, ob kleine Kinder oder die Erwachsenen vom nah gelegenen Dorf mochten diese Birke, trotz ihrem sehr merkwürdigen Namen. Woher der Name stammte, wusste mit Sicherheit keiner im Dorf. Vielleicht gab es irgendeinen Zusammenhang mit dem berühmten Film, aber es konnte auch jemand das Buch mit diesem Titel gelesen haben. Auf irgendwelche Art hat dieser Baum den Namen «Tarzan» bekommen.

Die Birke war nicht hoch, aber nach der Breite ihrer Krone und dem Umfang des Stamms, war sie die größte im Wald. Kein Mann konnte die Birke umfassen.

Ein weit ausgedehnter Wald hat von der windigen Seite mit einem riesigen Halbbogen das kleine Dorf umfasst. In der Mitte ging der Wald auseinander und hat eine helle große Lichtung gebildet, dessen Wächter die Birke Tarzan war. Sie ließ ihre grünen Freundinnen hinter ihrem Rücken wie eine Wand stehen. Sie selbst stand allein ganz vorne und bildete damit ein Kap, von welchem die gesamte Lichtung wie auf einer Hand zu sehen war.

Aus dem Dorf zu der Birke konnte man auf zahlreichen Pfaden kommen, welche die Erwachsenen und Kinder mit ihren Füßen ausgetreten hatten. Es war ein beliebter Platz der Dorfbewohner, insbesondere der Jungen.

Das riesige Blätterdach der Birkenkrone konnte einen großen Schatten spenden. Die unteren Zweige hingen tief herunter, an einigen Stellen bis zum Boden und hatten damit ein einzigartiges Zelt geschaffen, unter dem es immer kühl war.

Einige mutige kleine Burschen haben sich auf die Zweige gesetzt und wie auf einer Schaukel geschaukelt. Die Birke hat ihre Streiche geduldet. Sie hat niemals jemanden von den Kindern bestraft. Sogar, wenn die Jungs von den oberen Zweigen der Birke herunterfielen, fingen die zahlreichen unteren Zweige sie auf und leiteten sie wie in einer Rutsche zu Boden. Dabei verpassten sie manchem mageren Hintern einen Schubs.

Die schmerzende Stelle oder den Hinter streichelnd, schauten die kleinen Kletterer mit Schreck staunend nach oben und wunderten sich über so eine sanfte Landung. Das nächste Mal waren sie auf jeden Fall schon viel vorsichtiger.

Es war richtig sonderbar, dass die Birke Tarzan in all diesen Jahren ihres stillen Leidens, das die kleinen Quäler ihr angetan hatten, keinen einzigen von ihnen bestrafte.

Keiner wurde brutal heruntergeworfen, im Unterschied zu vielen anderen Bäumen in der Umgebung, besonders die Espen und die Pappeln: Ihre Äste waren brüchig wie

Glas. Nicht wenige Kinder hatten sich dabei immer wieder ziemlich ernsthaft verletzt.

Deshalb mochten die Kinder die Pappeln nicht besonders, obwohl gerade diese Bäume das Dorf besiedelten.

Seit mehreren Generationen war bei Tarzan der beliebteste Treffpunkt. Verliebte Paare, die ihre Beziehung nicht offen zeigen wollten, haben im Dorf bei einer Begegnung mit dem Freund kurz gefragt: „Wo?“ „Bei Tarzan?“ „Alles klar.“

Und dann war wirklich alles klar. Einen besseren Platz für die heimlichen Begegnungen konnte man nicht finden. Am Abend liefen alle Kinder Heim. Aus dem Dorf konnte man in den Wald zu Tarzan durch die Gemüsegärten schleichen, unbemerkt von den dörflichen Tratschtanten, welche wie Kommandanten alles über alle im Dorf wussten. Vor ihren scharfen Augen konnte man sich praktisch nirgendwo im kleinen Dorf verstecken, sie verfolgten die Verliebten überall, trotz allen Bemühungen.

Es gab einen einzigen Ausweg, sich am Abend zu Tarzan zu schleichen. Die Birke rettete alle, und sie fühlten sich bei ihr geborgen, und niemandem hat sie etwas verraten.

Eines Tages am späten Herbst, als das Laub schon wie ein dicker, goldener Teppich alle Pfade bedeckte, schlug plötzlich wie der Donner vom Himmel die bäuerliche Alarmglocke. Jemand hat auf ein Schienenstück, das an einem Balken angehängt war, wild geschlagen. Die Menschen liefen raus auf die Straße und sahen sich erstaunt um. Weder Feuer noch Rauch war irgendwo zu sehen! Die Alarmglocke aber schlug man nur in dem Fall, wenn irgendwo Feuer ausbrach.

Verwundert fragten sie einer den anderen, was geschehen sei. Alle liefen zur Glocke, die immer noch läutete.

Endlich wurde allen klar: «Fremde im Wald! In unserem Wald wollen Fremde unsere Bäume fällen!» - diese Schreie haben alles erklärt.

Der Wald war gemeinsames Eigentum des Dorfes und es wurde von den Einwohnern ohne Spaß, sehr ernst geschützt. Der Wald beschützte das Dorf im Winter wie ein gutes zuverlässiges Schild vor den starken Schneestürmen. Im Sommer machte der Wald die Hitze erträglicher und bewahrte das Dorf vor der Dürre. Er versorgte alle Dorfbewohner mit Pilzen und verschiedenen Beeren, lieferte genügend Brennstoff für alle: Sein trockenes Holz wärmte jeden Ofen in jedem Haus.

Alle Bewohner des kleinen Dorfes, bewaffnet mit Besen, Rechen oder Heugabeln rannten in den Wald, um ihn zu retten.

Alle, die fähig waren sich zu bewegen und zu kämpfen, liefen zum Wald. Dies war kein ländlicher Schwarm wie manche Leute hätten denken können. Nein! Dies war eine einheitliche Kraft, eine Große Faust! Obwohl hier neben den Männern auch Frauen und sogar Kinder liefen. Gegen einen solchen Drang kann man sich sehr schwer wehren. Die Wilderer traf es ernst. Niemand beneidete sie. Zu Tode

geschlagen wurden sie nicht, aber tanzen konnten sie auch nicht mehr, sogar wenn man sie dazu gezwungen hätte.

Die Wilderer hatten es noch nicht geschafft, die Birke nieder zu stürzen, aber einige große Wunden hatten sie ihr versetzt. Sie stand mit zitternden dünnen Zweigen und es sah so aus, als ob sie den Menschen sagen wollte: «Ihr, Menschen. Ihr, Leute. Wie konntet ihr das nur zulassen? Wie konntet ihr es nur zulassen, dass so was geschehen ist?»

In dem kleinen Dorf wurde den ganzen langen Winter nur über die Birke Tarzan geredet: «Ob sie überlebt? Werden sich die Wunden des Baumes heilen?

Wird die Kraft des Baumes ausreichen, der Gewalt der Wilderer zu widerstehen? Sie ist nicht die Jüngste, und es wird ihr schon sehr schwer fallen».

Am Anfang des Frühlings ist es unmöglich in Sibirien in den Wald zu gehen. Das Tauwasser vom schmelzenden Schnee macht es unmöglich.

Erst als alle Bäume schon Blätter hatten und die Pfade trocken waren, konnten die Menschen die Birke Tarzan erreichen und erfahren, wie sie den Winter überstanden hatte.

Die Neuigkeit flog wie ein Blitz an alle im Dorfe herum. Hurra! Tarzan wird leben!

Die Blätter waren wegen der Verletzungen viel kleiner als bei allen ihrer Freundinnen, aber sie waren auf allen Ästen und Zweigen gleichmäßig verteilt. Die Krone sah gesund und schön aus. Die Birke hatte offensichtlich nicht wenig Kraft gebraucht um die schlimmen Wunden zu heilen, aber sie hatte alle Strapazen überstanden. Sie lebte! Sie hatte die Menschen, ob groß oder klein, nicht im Stich gelassen.

Die Kinder des kleinen deutschen Dorfes in Sibirien spürten Flügel, wurden erwachsen. Sie flogen wie junge Vögel aus in die große Welt, aber sie haben nie das Dorf vergessen, wo sie geboren wurden. Sie haben sich alle, ohne Ausnahme, sehr oft warm an die Birke Tarzan erinnert, die zum Zeichen ihrer sorglosen und glücklichen Kindheit wurde.

«Pestrucha»

Die Kuh wurde verkauft. Markttag ging zu Ende, und der nötige Käufer hat sich nicht gefunden. Pestrucha stand mit niedrig gesunkenem Kopf. Es hat ihr alles Mißfallen. Morgens, anstatt auf die Wiese zu führen, trieben die Leute sie hinter einem Fuhrwerk viel Kilometer zu Viehmarkt. Dann ganztags guckten die neugierigen Käufer unter den Schwanz und berührten die Hörner. Die neugierigen haben sogar in dem Maul hineingeblickt, als ob sie dort etwas anregenden ersehen könnten.

Der Kuh von allen diesen Strapazen war nicht bei sich. Sie wollte saufen und fressen, aber das herbe Stroh von dem Fuhrwerk, nach dem gewöhnlichen saftigen Weidegras, blieb ihr im Halse stecken. Mit halbgeschlossenen Augen und steifen Beinen auf dem Boden, sah die Kuh aus wie ein Invalide an der Krücke und hat ein unangenehmes Gemälde dargestellt. Wenn man sie nun sieht, könnte man gedenken, daß sie sehr krank ist. Augenscheinlich, und gerade deshalb haben alle Käufer, die wahrhaft eine Kuh brauchten, Pestrucha ferne Flanke umgangen.

Plötzlich wurde Pestrucha wach. Ihre Lippen spürten Berührungen zärtlicher Hände. Die Finger haben die Lippen der Kuh geglättet und wie in einem Wunder haben sich die Finger als ein Stück duftendes Brot erwiesen.

Die Kuh griff mit ihrer Zunge zu dem duftenden Brot und schmatzte vor Vergnügen. Sie drehte den Kopf seitwärts, öffnete weit ihre dunkle Augen und schaute aufmerksam auf die Besitzerin der Arme. Vor ihr sah sie eine kleine, schlanke alte Frau mit dunklen Augen, genau solchen welche auch Pestrucha hatte, aber natürlich, viel kleinere.

Es gab keine Wörter. Aber auch ohne sie war deutlich: Sie haben sich einander seit dem ersten Augenblick gefallen.

Man konnte Pestrucha nicht mehr erkennen. In ihrer Augen ist das Leben aufgekommen. Sie hat sich angespannt und gerundet. Man konnte die Knöchel nicht mehr sehen. Gar der Balg glentzte ganz anders. Jedes Härchen hat jetzt gesprochen und gesungen von Freude.

Der Markt war zu dieser Zeit schon ganz leer. Anders konnte man sich den Käufern nicht mehr wehren. Der Besitzer der Kuh erkannte sie nicht wieder, die ewig ungehorsame Pestrucha, und sie, schauend auf ihn, augenscheinlich, lachte und hat gedacht: „Pfui, ihr, Männchen. Nicht ihr verkauft uns. Wir selbst ergreifen uns einen neuen Hausherrn“.

Über was die alte Frau sich mit dem Hausherrn unterhalten hat, wußte Pestrucha nicht, aber sie war überzeugt, dass sie übergeben wird in andere Arme. Das ist auch geschehen. Die alte Frau führte die Kuh zu dem Rand der Stadt, und der ehemalige Hausherr ist hinterher gefahren. Sie kletterten auf einen kleinen Hügel und blieben stehen neben einen hölzernen Haus, mit hübsch geschnitzten Fensterläden. Die alte Frau hat die Kuh draußen an einen Mast geknüpft. Die Pestrucha sah sich mit

Interesse um. Von zu Hause ist eine junge Frau mit einem kleinen Kind auf den Armen herausgekommen. Sie ist, sowie auch die alte Frau von vorn an die Pestrucha herangetreten und hat ihr die Schnauze geglättet. Die Kuh hat alles verstanden: Nunmehr und für ewig ist ihr künftiges Heim hier. Die junge Frau ging zu der Alten und gab ihr das kleine Kind in die Arme. Dann nahm sie den Schemel und den Melkeimer, setzte sich unter die Kuh. Die steifen Strahlen der Milch, mit linden Klang, haben an die Wände des Eimers geschlagen.

Der ehemalige Hausherr hat sich, beinahe den Hals herumgedreht, um unter den Bauch der Kuh auf die Finger der Frau zu blicken. Und jene haben mit dem merkwürdigen Geschick und Geschwindigkeit gearbeitet. Der Mann hat seinen eigenen Augen nicht getraut. Er hat gerade deshalb die Kuh verkauft, weil sie zu melken eine Strafe war. Ja, dass war die schlimmste Strafe.

Das Melken war jedes Mal eine unentgeltliche und teatralische Aufführung. Um sie zu sehen haben sich alle Nachbarn versammelt. Und hier hat eine ganz fremde Frau, Platz genommen und melkt die Kuh so, als hatte sie diese Arbeit schon hunderte male getan.

Und die Kuh schlägt nicht mit dem Bein, Schwanz und Horn. All reicher Arsenal steht und hängt reglos. Pestrucha hat dabei nur manchmal schwierig die Flanken gehoben, geseufzt und mit gescheiten Augen die Frau angesehen. Sie hat es mit keinen Ton herausgegeben dass sie große Schmerzen hat. Sie hat ohne die Wörter mit der Frau geredet: „Nicht scheu sein. Ruhig schaff deine Angelegenheit. Ich werde leiden. Für gutes antwortet man mit Gutem. Ich antworte mit guter Milch für zärtliches melken.

Ich werde nie und niemanden, ohne Anlaß kränken und Dich meine neue Herrin, werde ich auch den Anderen nicht erlauben dich zu kränken. Sonst bekommen diejenige meine Hörner zu spüren“.

Es gelang der Frau die Sprache der Kuh zu verstehen. Beide haben geredet ohne viele Wörter, vor eins, aber nur ihr eigene Sprache.

Am Lagerfeuer

Am Lagerfeuer saßen fünf Personen. Dem sechsten alten, kraftlosen Mann mit einem langen und grauen Bart, hat der Platz am Lagerfeuer wahrscheinlich nicht ausgereicht und er saß etwas weiter vom Feuer entfernt.

Der Alte saß halbliegend mit seinem Rücken an einem steinernen Felsen. Wie alt er war, war schwierig zu sagen, er könnte sechzig, aber auch volle hunderte Jahre alt sein. Sein Gesicht war nicht zu sehen.

Die Gruppe am Lagerfeuer stellte ein sehr malerisches Bild dar. Vier von ihnen waren kräftige Männer, und die fünfte war eine Frau. Bekleidet war sie, wie auch alle Männer, mit einer warmen Jacke und nur die hohe Brust, welche die Bluse so hoch gespannt hatte das sie aussah als ob sie soeben mit einem heißen Bügeleisen geglättet wurde, hatte verraten, daß sie eine Frau war.

Sie saß mit tief gesunkenem Kopf, und es war unklar ob sie schlummerte oder aber gerade große Müdigkeit ihren Kopf in die Achseln herabdrückte. Die Ursache aber war etwas ganz anderes.

Sie konnte den Alten nicht ansehen weil sie wußte: Sie kann nicht! Schwere Erinnerungen des Verschuldens vor dem Alten ließ sie herabsehen. Sie hat sich geschämt. Diese Scham drückte sie unaufhörlich, so wie noch nie im Leben. Sie hatte dem Alten nicht geholfen, obwohl er Hilfe benötigte. Sie hat im keinen Beistand geleistet, obwohl er sie sehr brauchte. Er brauchte Hilfe, gerade von ihr: Hilfe von einer Frau!

Einer der Männer, der mit seinem Gesicht zu dem Lagerfeuer saß, fragte den neben ihn sitzenden, starken Mann: „Warum hast du diesen Wrack hierher geschleppt? Was habe ich Dir gesagt? Wir brauchen hier niemanden. Keine Helfer, umso weniger einen Parasiten, und dieser uralte Greis wird für uns nur ein großes Hindernis sein“.

Dieser fragende Mann, sah irgendwie anders als alle andere aus. Wodurch er sich von allen übrigen unterschieden hat, war schwierig zu sagen, aber daß er aus einem anderen Stand kam, konnte man beim ersten Ansehen schon bestimmen. Der Obere, ja und auch die Frau, trotzdem, daß sie gekleidet waren wie alle, sahen anders als der Rest der Gruppe aus. Der starke Mann, in das Feuer sehend, hat erwidert: „Aber was sollte ich tun? Ich bin ihm neben unserem Lager begegnet und konnte ihn doch nicht einfach totschiagen wie eine giftige Schlange“.

Der Obere viel ihm laut ins Wort: „Nun ich weis es nicht, denke dir selbst irgendwas aus, aber im Lager darf er nicht sein und viel plaudern darf er ebenfalls nicht. Feg, roll, fahr oder trag ihn wohin du willst. Verstanden?“

Bei der Rückantwort sagte der starke Mann leise, immer noch in das Feuer sehend: „Mach mit mir was du willst, aber ich tu diesem Alten niemals was schlechtes an. Ich bin mir sicher, daß ich es auch nicht machen kann. Ich habe so ein Gefühl, daß er

hundertmal stärker und auch klüger ist als wir alle zusammen. Seh ihm nur in die Augen und dann verstehst du selber alles“.

Die zwei übrigen Männer schauten sich schweigend an. Der starke Mann hat laut geäußert, worüber sie sich auch schon Gedanken gemacht haben. Es sah so aus, als ob er ihre geheimen Gedanken gelesen hat.

„Ja seid ihr den alle Weiber geworden“? – schrie der Obere laut und stand dabei auf. „Vielleicht soll ich unsere Frau darum bitten euere Arbeit zu erledigen. Nein, ich bringe die Sache mit dem Alten besser selbst in Ordnung“.

Und er ist auf die seitwärts stehende steinernen Stufen zugegangen, wo immer noch, halbliegend, der Alte saß. Einige Schritte vor dem Greis bekam der Obere ein Gefühl, ob ihm einer mit siedendem Wasser überschüttet hatte. Er wurde vom schrillen Blick des Greises angehalten. Nicht böse und nicht feindlich, sondern friedlich warnend.

Dem Oberen kam es plötzlich vor, als ob sein Herz nicht mehr in seiner Brust schlagen würde, sondern in den Händen des Alten!

Bis jetzt schien er schwach und schutzlos zu sein doch auf einmal besitzt er so eine unerklärbare Kraft. Der Mann, der vorher keinen Schrecken und keine Angst kannte, fühlte jetzt leichte zärtliche Berührungen der Finger des Alten an seinem Herz. Sie haben ihm nicht wehgetan. Nein, umgekehrt, sie haben ihn beruhigt, aber auch gewarnt:

„Halt. Bleib ein Mensch. Überschreite nicht die Linie. Danach ist es zu spät für dich aber auch für uns. Wir werden uns verteidigen müssen, wir werden gezwungen sein, gegen unseren Willen, Dir weh zu tun. Bringe uns nicht so weit! Alles liegt in deinem Willen. Wir geben dir noch Zeit. Denk gut nach, bevor du was Schlimmes unternehmen wirst und einem Anderem wehtust“.

Der ganze Körper des Oberen wurde wie versteinert. Er konnte nicht mehr seine Arme und Füße bewegen und in seinem Gehirn schlugen sich verschiedene und wilde Gedanken herum. Es gab für das Geschehene keine logische Erklärung. Der Alte, immer noch dem Mann in die Augen sehend, stand wie ein geräuschloser Schatten langsam und vorsichtig auf, und ist hinter der Stufe verschwunden. So als ob er niemals hier war. Nach einiger Zeit kam der Obere endlich zu sich und schaute sich verwundert um. Er traute sich selber nicht und konnte auch das Geschehene nicht glauben. Als er auf den Boden schaute hat er seine Augen noch weiter geöffnet: Auf dem Sand, neben der steinerner Stufe, wo soeben noch der Alte saß, hat der Obere, der in seinem Leben schon viel erlebt hat, keine Spuren von dem Alten finden können.

Der Greis hat auf dem weichen Sand keine Spuren hinterlassen.

An dem Lagerfeuer, nach dem Geschehenen, herrschte noch sehr lange absolute Ruhe.

Allem fehlten die Wörter. Jeder hat sich seine Eigenen Gedanken gemacht.

Der Ruf

Wie schon seit Jahren jeden Tag stand ein Mann an einer belebten Straßenkreuzung und blickte diese mit lehren, traurigen Augen an.

Ohne diese tägliche „Wache“ konnte er nicht schlafen. Wenn zufällig mal ein Tag war, der es ihm nicht gestattete, den so notwendig wie Luft zum Atmen gewordenen Spaziergang hierher zu machen, konnte er in der darauf folgenden Nacht kein Auge zutun. Und wenn der Schlaf ihn in seine Arme empfangen hatte, dann kamen die Alpträume mit solcher bedrückenden Masse auf ihn angeflogen, dass er in kurzer Zeit in kalten Schweiß geriet. Das unkontrollierbare und rasend klopfende Herz war kurz davor, sich vor Überanstrengung seines Unterbewusstseins in Stücke zu reißen. Der ruhige und tiefe Schlaf kam zu dem Mann gerade nur nach dem Besuch der Kreuzung, die solche schrecklichen Veränderungen in sein Leben mit sich gebracht hatte.

Der Mann war nicht abergläubig. Er war einfach ganz fest davon überzeugt, dass der Gott existiert. Diesen Glauben hatte er von seinen Eltern übernommen, die schon vor vielen Jahren gestorben waren. Er leistete keine aktive, heldenhafte Arbeit in der Kirche, aber in seiner Seele war er ein tief überzeugter Christ. Nie ließ er sich in religiöse Streite oder in die Polemik ein, weil er der Meinung war, nicht ausreichend vorbereitet dafür zu sein.

Aber wo kann man jenes Maß auf unserem eigenen Planeten finden, an dem man die Tiefe des Glaubens bestimmen kann, oder die Normative, laut welchen es möglich wäre, das Graduieren und die Klassifikation von Gläubigern durchzuführen? Mancher, ein sehr eifriger „Betbruder“, schlägt sich während des Gottesdienstes vor aller Augen die Stirn blutig bei den tiefen Verbeugungen bis zum Boden vor dem Gott und nach dem Verlassen der Kirche vergisst er seine Existenz. Der andere führt sein bewusstes Leben unauffällig, nach Maßen und Gesetzen des wahrhaftigen Glaubens und schwingt das vor der Nase der anderen nicht, als ob es eine Fahne wäre. Er brüstet sich und rühmt sich nicht, dass er der Beste von allen sei und tiefer als alle anderen glaube. Wer ist von diesen, so verschiedenen Menschen ein echter Christ? Auf diese Frage können die Menschen keine Antwort geben. Es gibt nur einen Richter, der urteilen darf und es steht nicht in der Macht des Menschen, darüber zu entscheiden, wer Recht hat und wer nicht.

Worüber dachte der einsame Mann nur nicht nach, während der vielen Stunden, die er an dieser Kreuzung verbrachte. Eine nicht zuzuordnende, ihm unerklärliche Energie zog ihn wieder und wieder hierher. Gerade hierher, auf diese Kreuzung, wo er bei einem Autounfall seine ganze Familie verloren hatte. Der Mann hätte mit den Worten nicht erklären können, was ihn dazu nötigt, fordernd dazu zwingt, diesen verdammten Platz zu besuchen, aber nur hier kam seine Seele zur Ruhe. Nach dem Besuch dieser Kreuzung konnte er bis zu dem nächsten Tag seinen Angelegenheiten nachgehen. Aber am nächsten Tag drückte der Ruf seine Seele wieder so schmerzhaft, als ob er eine Presse wäre, und er gab keine Minute der Erholung und Ruhe.

...Das Nachdenken des Mannes wurde durch den Lärm an der gegenüberliegenden Seite der Straße unterbrochen. Er schaute genauer hin und sah ein Schwarm Kinder mit Schulranzen in der dichten Menge der Passanten. Schreiend, als wären sie Dohlen, stritten sie sich über irgendetwas.

Plötzlich, bahnte sich ein Junge den Weg durch die Mädels und Jungs, stürzte sich direkt auf die Fahrbahn vor die Räder der heranrasenden Autos.

Der Mann, ohne zu überlegen, stürzte sich ihm entgegen. In vollem Lauf vergrub sich der Junge in die ihm entgegen gestreckten Arme des Mannes. Zwei Menschen, zwei vollkommen fremde Menschen verschmolzen in das geeinte Ganze.

Von allen Seiten heulten Autohupen, aber der Mann hörte nichts. Die Worte läuteten ihm Sturm ins Ohr, die Worte, die der kleine Junge leise geflüstert hatte: „Sag ihnen! Sag ihnen, den gemeinen, dass ich auch einen Papa habe!“

Das ganze Seelenleiden hörte bei dem Mann auf einmal auf. Der bedrückende Ruf verschwand. Er ging auch später auf die Kreuzung, aber nicht mehr alleine, sondern mit dem gefundenen Sohn. Da legten sie einen Blumenstrauß nieder zum Gedenken der tödlich Verunglückten, aber auch als Zeichen der Dankbarkeit der Kreuzung für den beiderseitigen Fund.

Nur viel später erzählte der Junge, der schon zu dieser Zeit selbst ein erwachsener Mann war, seinem Pflegevater, dass er genau gewusst, gespürt, vorhergesehen habe, dass er seinen Vater an dieser Kreuzung treffen würde, auf den er schon sein ganzes Leben lang gewartet habe. Jedes Mal, wenn er aus dem Waisenhaus in die Schule, die sich nicht auf dem Territorium des Heimes befand, gegangen sei, habe er alle Passanten aufmerksam betrachtet.

Seinen Vater habe er auf den ersten Blick erkannt.

Das Fenster, das in die Nacht geöffnet ist

Der junge Mann redete schon eine halbe Stunde lang ununterbrochen. Von der Ferne hätte man meinen können, nicht einen lebendigen Menschen sondern eine Tonbandaufnahme zu hören. Die angenehme Stimme klang monoton und gleichmäßig. Manchmal versuchte das junge Mädchen, das auf der Bank in seinem Arm lehnte, erfolglos ein Wort einzuwerfen.

Sie rückte ein wenig von dem Mann ab, wühlte in ihrer Tasche, schnäuzte sich geräuschvoll und schluchzte, von Tränen erstickt. Er drückte sie an sich und fing wieder an zu reden. Es war der Monolog eines echten Profis. Ja, nicht nur eines Profis, sondern eines Meisters seines Fachs. Es war das gewöhnliche Gespräch eines erfahrenen **Flüsterers***.

Die Bank, auf der die jungen Leute saßen, stand unter den Fenstern eines mehrstöckigen Hauses. Der Innenhof war ungemütlich, dunkel und menschenleer. Die Beiden saßen mit dem Rücken zur Wand und konnten die Frau im offenen Fenster über ihnen nicht sehen.

Die aber verstand jedes Wort!

Sie stand schweigend da, eine Hand aufs Fensterbrett gestützt, und hielt sich mit der anderen den Mund zu, um ihren verzweifelten, inneren Schrei zu unterdrücken:

„Lauf weg, Mädchen, lauf weg!“

Ihr war das alles so vertraut, als säße sie selbst auf der Bank da unten. Und sie wusste nur zu gut, womit solche herzerreißenden, „intimen“ Gespräche meistens endeten.

Die Frau konnte die Stimme eines Flüsterers unfehlbar aus jedem Stimmengewirr heraushören. Dieser junge Mann war einer. Deren war nichts mehr heilig. Für eine einzige Prise von dem Hexenkraut waren sie bereit, die eigene Mutter zu verraten, von Fremden ganz zu schweigen.

So lange ein Flüsterer sich von irgendjemandem geliebt und geschätzt weiß, saugt er seine Lebensenergie aus diesem Nächsten. Und erst wenn er allein vor seinen Problemen steht, wacht er auf und fängt an nachzudenken.

Die Frau am Fenster wusste um diese Wahrheit. Sie hatte selbst einen hohen und furchtbaren Preis für die grausame Lehre des Lebens gezahlt.

Ach, das Leben! Es gibt keinen Weg zurück. Mann kann nicht noch einmal von vorn anfangen. Lauf weg, Mädchen, lauf, bevor es zu spät ist!

... Für sie war er kein gewöhnlicher junger Mann gewesen, sondern der Silberstreif am Horizont. Weil er Plattfüße hatte, war er nicht zur Armee einberufen worden, und

sie hatte sich gefreut, dass sie sich nicht zu trennen brauchten. Nur die ständigen Vergnügungen waren ihr ein wenig lästig. Es verging keine Woche, wo sie nicht irgendwohin eingeladen worden wären: Auf Abschiedsfeste, Treffen, Namenstage, Taufen, Geburtstage, Hochzeiten... Die Feten zogen sich als endlose Kette durch ihren Alltag, und überall waren sie willkommene Gäste. Ein guter Musikant, der mehrere Instrumente beherrscht, ist immer gefragt. Und musizieren und reden, das konnte er wirklich großartig, damit hatte er ja auch ihr Herz bezwungen.

Sie war nicht von hier. Sie war in diese südliche Stadt gezogen, um zu studieren. Das Studium scheiterte. Dafür erhielt sie aber eine Lehre, die ihr das ganze Leben kaputt machen sollte.

Sie war ein junges Mädchen und glaubte Treuschwüren. Sie vertraute Versprechungen. Später flehte sie ihren Mann auf Knien an, mit dem Trinken aufzuhören. Zum Schein versprach er es, suchte sich dafür aber etwas anderes.

Zu spät begriff sie, dass es keine Umkehr mehr gab. Ihr Intimfeind war nicht mehr Wodka, Wein oder Bier, sondern etwas viel Schlimmeres. Eines Tages wurde ihr klar, dass ihr Mann ein echter Verbrecher war. Es stellte sich heraus, dass er nicht nur selbst das Teufelszeug gebrauchte, sondern auch noch damit handelte. Und nicht nur damit, sondern nebenbei auch noch mit so genannter Lebendware.

Wie viele unerfahrene Mädchen suchen Vergnügen und Abenteuer? Was kostet es einen Musikanten, in gut bezahltem Auftrag einem kleinen Dummerchen auf einer Fete ein Pülverchen ins Getränk zu streuen, das nicht nur aufputscht, sondern auch den Verstand nimmt?

Wer hatte der Frau die Augen geöffnet?

Nicht Freund noch Feind, sondern ein Herr, der Arbeitgeber ihres Mannes, war plötzlich vertrauenselig geworden. Sei es der Geldbeutel, bei dem ihm das Gewissen schlug, sei es nur zur eigenen Belustigung, jedenfalls erzählte er der Frau von den üblen Machenschaften ihres Mannes.

Nachdem er sein Vergnügen mit ihr gehabt hatte, erklärte der Herr ihres Mannes der dummen, unerfahrenen Frau, dass das soeben Geschehene keine physische oder moralische Vergewaltigung gewesen war, sondern ein ganz gewöhnliches Geschäft mit ihrem Liebsten. Ihr Mann, der Flüsterer, hatte seine Frau für eine Nacht verkauft und seinem Gläubiger sogar eine Quittung darüber ausgestellt.

Der übersättigte Wollüstling hatte genug von den unerfahrenen Mädchen, die seine Agenten ihm lieferten. So hatte er aus schlichter Neugier beschlossen, seinen Schuldner und Sklaven auf die Probe zu stellen und sich so nebenbei an einer fremden, reifen Ehefrau gütlich zu tun. Er hielt den unverbesserlich Süchtigen ein paar Wochen lang auf Pump mit schmaler Ration aus und forderte dann die Bezahlung in Form der Ehefrau.

So war sie im fremden Bett gelandet. Überfressen an Macht, Geld und Mädchen war der fette Bock ein Meister seines Fachs. Der tobende Frauenkörper loderte. Wider alle Vernunft krümmte er sich wie ein straff gespannter Bogen in den gierigen Händen des geilen Könners. Der Körper wand sich, verausgabte sich restlos, und das

innere Feuer ließ den Rest von Verstand in schrecklicher, unwiderstehlicher Glut dahin schmelzen.

Nicht umsonst heißt es im Volksmund, dass die Augen der Spiegel der Seele sind. Mit ihren Blicken hätte die Frau den Mann getötet, aber ihr entfesselter Körper war in seinen Händen Wachs, Lehm und gleichzeitig Lustobjekt.

In welche der Speisen oder Getränke man der Frau das giftige Kraut gemischt hatte, wusste sie natürlich nicht, aber seine furchtbare Kraft bekam sie in vollem Maße zu spüren. Ihr Bewusstsein spaltete sich. Ihr graute vor sich selbst, aber es war schon zu spät. Irgendwelche bestialischen Urinstinkte schlugen aus der Tiefe des vollkommen eigenmächtigen Körpers empor und blockierten den Verstand.

Ihr Mann hatte alles bis in alle Einzelheiten durchdacht und geplant und sogar berücksichtigt, dass sie sich bei niemandem beschweren konnte. Wem sollte sie denn ihr eigenes, wahnsinniges Benehmen erklären? Welcher normale Mensch würde ihr glauben? Wer kann beweisen, dass das Kraut längst erfunden ist, welches den Menschen im Menschen umbringt und ihn in Vieh verwandelt?

Hinterher wollte sie nicht mehr leben. Sie vergiftete sich. Das misslang. Sie lebte weiter. Fuhr zu ihren Eltern in die Heimatstadt.

Aber irgendetwas war nach diesen Erlebnissen mit ihren Sinnen geschehen. Seitdem erkante die Frau unfehlbar die Stimme jedes Flüsterers. Wo sie sich in dem Moment befand – zu Hause, im Bus, auf der Straße oder im Geschäft – spielte dabei keine Rolle. Ohne den Mann zu sehen, wusste sie beim ersten Wort: Das ist einer.

Um dieses Leben war sie nicht zu beneiden. Nicht nur die Vergangenheit quälte die Ärmste, sondern auch Gegenwart und Zukunft. Die verfluchten Flüsterersstimmen ließen ihr Tag und Nacht keine Ruhe.

Sie zerfraßen ihre Seele, und nirgendwo konnte sie sich vor dieser unablässigen Folter verstecken. So wurde sie auch jetzt, beim Blick aus dem Fenster in die Nacht, vom scheinbar ruhigen, gleichmäßigen Fluss der Männerstimme zerfetzt.

Als Antwort auf den Monolog dort unten flehte die Frau wortlos, schrie stumm hinaus in die Welt:

Flieh, armer Mensch, ach, flieh!
Das pechschwarze Unheil flieh!
Vor dir der Abgrund, sieh!
Flieh, armer Mensch, ach, flieh!

Flieh, armer Mensch, ach, flieh!
Dein „Freund“ dort erbarmt sich nie...
Der geht wie im Trance doch, sieh!
Flieh, armer Mensch, ach, flieh!

Flieh, armer Mensch, ach, flieh!
Denn du bist das Opfervieh,
Der Kerl zwingt dich in die Knie.
Flieh, armer Mensch, ach, flieh!

Flieh, armer Mensch, ach, flieh!
Die Droge entlässt dich nie,
Nur in Tod oder Therapie!
Flieh, armer Mensch, ach, flieh!

***Flüsterer** – mit diesem Wort sind hier die Personen bezeichnet, gemeint, die anderen Menschen, mit ihrer leise flüsternder Stimme etwas Unrealistisches und schädliches sehr überzeugend einreden können

„Urlaub“ („Otpusk“)

„Diese Zeilen sind allen ehemaligen Trudarmisten und den Menschen gewidmet, die den unschuldigen Opfern der herrschenden Kannibalen bisweilen auch unter Gefahr des eigenen Lebens Hilfe geleistet haben.

Die Erzählung wurde Dank der Tatsache ermöglicht, dass es einem der „Urlauber“ wie durch ein Wunder gelungen war, lebendig aus dem schrecklichen menschlichen Gemetzel nach Hause zu kommen, aus dem Gemetzel, das alle Russlanddeutschen bis an den heutigen Tag nur die „Trudarmee“ nennen“.

Mertyn erwachte von dem unerträglichen Schmerz in der Seite. Er schaute sich um. Alles war unbekannt. Eine enge und schmale Box, die von beiden Seiten geöffnet war. Unter den schmutzigen Brettern, auf denen er lag, - das Gepolter der Eisenbahnräder.

Wie ich nur hierher geraten bin, dachte der bis zum Äußersten abgezehrte Mann nach, der auf dem Boden lag und nicht imstande war, sich aufzurichten. Plötzlich durchfuhr es ihn: „Urlaub“. Ich wurde wie eine alte, kaputtgegangene Schaufel weggeschmissen. Und der Mann tauchte wieder in die sanfte und angenehme Besinnungslosigkeit unter.

Der Bremsplatz des Güterwaggons, auf dessen Boden der ehemalige Trudarmist, und jetzt „Urlauber“ lag, wurde von einer Seite auf die andere geworfen und durchgeschaukelt – wie ein kleines Schiffchen während des Sturms auf dem Meer.

Wegen dem enormen Geschüttel und dem Schmerz in der Seite tauchte Mertyn wieder aus dem Nichtsein auf. Unbewusst rückte er ein wenig zur Seite von dem Rand der Plattform ab und drehte sich auf den Rücken. Sein Bewusstsein kehrte langsam, nach und nach in den gequälten Körper zurück. Das Erste, woran er sich klar und deutlich erinnern konnte, war die Tatsache, wie es ihm während des Wachaufzuges auf dem Platz plötzlich besser gegangen ist. Etwas Helles, unerträglich Grelles ist ihm zunächst ins Auge gefallen, und dann erfüllte ihn restlos und trieb ihn daraufhin ungestüm in die süße Unwissenheit. Auf lange Zeit schaltete sich sein Bewusstsein ab. Er konnte das Gespräch der Lagervorsteher nicht mehr hören, die die Anordnungen über sein weiteres Schicksal, als wäre es ein verbrauchtes Instrument, getroffen hatten.

Der Lagervorsteher hatte bei einem Abteilungskommandeur gefragt, warum es solchen Lärm in der Reihe gäbe und warum sich die Abteilung immer noch nicht in Richtung der Waldparzelle bewegen würde. Der Abteilungskommandeur hatte schweigend auf Mertyn gezeigt, der wie ein schmutziger Sack aus Knochen und Lappen vor seinen Füßen lag, - na, wo soll man mit ihm hin. Der Lagervorsteher, stark wie ein Baum, sah sich den zusammengekauerten Trudarmisten von oben herab an und sagte ohne zu überlegen:

„Die Abteilung unverzüglich an die Arbeit. Diesen Halbtoten in den Urlaub. In diesem Monat sind sowieso viel zu viele krepirt. Mach, dass er verschwindet. Und das schnell!“

Die in Reih und Glied aufgestellten Trudarmisten fuhren zusammen. Alle ohne Ausnahme wussten, was hier das Wort „Urlaub“ bedeutete. Das war ein verstecktes Todesurteil. Dem kraftlosen Trudarmisten wurde die Wohnanschrift mit der Farbe auf die Brust und auf den Rücken geschrieben. Wenn es keine Farbe vorhanden war, so schrieb man mit dem, was man griffbereit hatte. Manchmal steckte man einen Zettel mit der Aufschrift „Urlaub zwecks Heilbehandlung“ in die Tasche.

Die Halbtote wurden auf den ersten vorbeifahrenden Güterzug geworfen, der in Richtung Süden fuhr, und der arme Trudarmist fuhr kraft- und bewusstlos ins Ungewisse. Man zog die schon steif gewordene Leichen dann irgendwann Hunderte Kilometer weit vom Lager entfernt mit einer eisernen Hacke von den offenen Güterwagen und Bremsplätzen herunter und warf sie ins erst beste Loch.

Vielleicht kann man jene „Urlauber“ an den Fingern abzählen, denen es gelungen ist, lebend nach Hause zu kommen. In den Arbeitslagern hingegen sah die Statistik tadellos aus. Äußerlich war alles in Ordnung. In den Berichten wurde alles so dargestellt, als ob die in die Trudarmee einberufenen Menschen einen normalen Urlaub antreten würden. Und deswegen sollen sich die Trudarmisten nicht über die schlechten Verhältnisse beschweren, sondern der Heimatpartei und Regierung für die Sorgen ums einfache Volk Dank sagen.

Die besondere Raffinesse der Lagerleitung bestand darin, dass sie nach dem Ablauf des „Urlaubs“ die Fahndung nach dem Vermissten anstellten und Pech hatte derjenige wiederum, dem es trotz allen Widrigkeiten gelang, sein Zuhause zu erreichen, der aber noch nicht gesund war. Sie, die ihren Verstand vor Hunger verloren hatten, wurden von den Mitarbeiter der NKWD abgeholt und alle Plagen fingen aufs Neue an. Wenn der arme Schlucker Glück hatte, dann wurde er nicht zurück in die Trudarmee geschickt, sondern ins Gefängnis.

Alle Menschen, die die Trudarmee und Gefängnishaft erlebt haben, sagen ein und dasselbe: „Es wäre besser, sofort ins Gefängnis zu kommen, als in die Hölle der Trudarmee zu geraten“.

Mertyn erschien noch überall alles verschwommen und wie durch einen Nebel, wie während eines unruhigen Schlafes. Der entsetzliche Schmerz in der Seite nahm ihm die Möglichkeit zu atmen. Er entdeckte durch Abtasten die schmerzende Stelle, aber konnte weder das Blut, noch die Wunde ausfindig machen. Er ertastete die kalte Bretterdiele. Die steifen Finger befühlten den Kopf einer großen Schraube, die aus einem Brett der Fußbodendiele herausragte. Alles erklärte sich von selbst. Die verdammte Schraube drang von den Stößen und dem Rucken des Waggons tief in den Schenkel ein. Gerade eine einfache Eisenschraube erwies sich für den „Halbtoten-Urlauber“ als eine Art Retter.

Wäre dieser unerträgliche Schmerz nicht da gewesen, dann hätte sich sein Bewusstsein geweigert, aus dem hellen, angenehmen, halbohnmächtigen Zustand in die schwarze, schreckliche Wirklichkeit zurückzukehren. Und so hätte sein Körper für alle Zeit in dieser krummen Stellung verharrt. Die Schraube schmerzte dermaßen, dass sie wie ein schonungsloser Bohrer, die Seite von Mertyn mit dem Schmerz

zerriss und zwar solange, bis er ihn dazu zwang, sich von der Stelle zu bewegen, das heißt eine bewusste Anstrengung vorzunehmen.

„Es ist gut, dass vor Hunger von meinem Gewicht nicht so viel übrig geblieben ist, sonst hätte dieser eiserne Quäler mich durch und durch zernagt“, lächelte er spöttisch für sich und machte es sich mit seinem Kopf auf dem Segeltuchrucksack bequem, den wahrscheinlich jemand von den Pritschennachbarn dem „Urlauber“ noch rechtzeitig zugeworfen hatte.

Ja, dieser Mann konnte sich über den Mangel an Humor nicht beklagen. Sogar, wenn er im wahrsten Sinne des Wortes auf dem Feldsterbebett lag, konnte er sich immer noch über sich lustig machen. Vielleicht war es ihm auf dieser weise einfacher zu leben. Vielleicht war dies gerade seine bewusste Schutztaktik, die ihm geholfen hatte, die schlimmste Zeit zu überleben. Vielleicht, verbarg er gerade hinter den Witzen und Wortspielchen seinen physischen und seelischen Schmerz und die Hilflosigkeit gegen die Gewalt. Wer weiß, was sich tatsächlich in der Seele des Mannes abspielte, der wie auch Tausende andere in die Hölle der Gewalt und Rechtlosigkeit geworfen wurde. Aber seine Witze hatten nicht nur ihm, sondern allen seinen Pritschenachbarn und Arbeitskollegen geholfen. Sogar bei den schwierigsten Zwangsarbeiten konnte Mertyn mithilfe eines Witzes, den er wie nebenbei fallen ließ, die Stimmung bei allen Trudarmisten um ihn herum anheben.

Andere Redewendungen des Autodidakten-Humoristen waren mit der Zeit zu Witzen geworden, die von einer Abteilung in die andere, von einem Lager ins andere weitererzählt wurden, wobei sie auf diese Art volkstümlich und unsterblich wurden.

Einst hatte sich ein völlig erschöpfter Mertyn seitwärts an die Kiefer gelehnt, wobei er die Quälerin-Säge in den Händen hielt. Ein vorbeigehender Offizier rief dem armen kraftlosen Trudarmisten mit einem bösen spöttischen Lächeln zu, ob er denn vorhabe, mit der Kiefer anzubandeln.

Wo hatte der Halbtote die Worte her. Ohne über die Konsequenzen nachzudenken und nachdem er den Rücken von dem Baum mühevoll losgelöst hatte, antwortete er mit vor Kälte und Hunger heiserer Stimme: „Ich hätte nichts dagegen, mich mit irgendeiner jungen Braut zu amüsieren. Nur vor einem habe ich Angst, ich könnte danach meine Hose nicht anziehen, ich hätte keine Kraft mehr, mich aufzurichten“.

Ein lautes Gelächter war auf der Waldparzelle selbstverständlich nicht zu hören, aber alle Waldarbeiter fingen an zu kichern, ihr Lächeln versteckend. Als Improvisation, ohne langes Überlegen liefen die Worte aus dem Mund des Humoristen, aber sie haben viele Trudarmisten überlebt. Die lustigen Worte gingen von Mund zu Mund und gewannen mit der Zeit solch riesige Flügel, dass sie nicht nur von einem Lager in das andere, sondern auch über dessen Grenzen hinaus weiter getragen wurden.

Der Lagerhumorist musste natürlich teuer für den ungebührenden Scharfsinn bezahlen. Eine Woche lang musste man sich mit der Hälfte der Brotration zufrieden geben. Nachdem aber der Oberkoch, ein großer Liebhaber und Sammler der Witze und Wortspiele, erfahren hatte, dass der Autor des jüngsten Witzes der Trudarmist unter der Nummer 880401 war, begann er damit, ihm in die Aluschüssel den Satz des Topfbodens zugießen und sogar übergroße Rationen im Tausch gegen einen neuen Witz oder ein neues Wortspiel oder einen neuen Scherz zuzuteilen.

Natürlich bekam der Trudarmist wegen seiner Witze Probleme, aber das Schicksal war gnädig mit ihm. Einmal kam er sogar wegen seiner ungehorsamen und scharfen Zunge ins so genannte Wolfsloch, aber auch da hatte der Optimismus ihm dabei geholfen.

Tage, Wochen und Monate zogen ins Land. Viele Trudarmisten fielen bereits in die Gräben, die Grabstätten genannt wurden, und Mertyn war immer noch auf den Beinen. Einem lebendigen Skelett ähnelnd fand er immer noch die Kraft, Witze zu reißen: Nicht ich schleppe die Säge herum, sondern sie trägt mich, gerade deshalb bin ich so lebensfähig. Aber alles geht irgendwann zu Ende, und nun lag der „Humorist - Urlauber“ wie ein leerer Sack, auf den hüpfenden schmutzigen Brettern und sah gedankenleer in den hohen blauen Himmel.

Eine kleine Federwolke, die einem kleinen schwerelosen sauberen Häuschen ähnlich sah, zwinkerte dem Mann, der mit zurückgeworfenem Kopf lag, wie ein hellbläuliches, ein wenig geöffnetes Fensterchen, zu. Wie mit einem Messer durchdrang es seine Seele. Mit einem langen, sehnsüchtigen Blick sah er der Wolke nach. Sie verschwand hinter dem schmutzigen Traggerippe des Waggons, wo sie sich zum Schluss in eine deutliche Reihe kleiner Männchen verwandelte. Absolut klar erkannte er in den verschwimmenden Konturen-Figuren seine ganze Familie. Und der Lebensdurst erwachte in dem gänzlich kraftlosen Mann plötzlich mit neuer Kraft. Sogar die Tränen, die er schon seit langer Zeit nicht mehr hatte, fingen an, aus seinen Augen zu fließen, indem sie helle Linien auf seinen eingesunkenen Wangen hinterließen.

Fast einen ganzen Tag lang schleppte sich der Zug auf den für die Zwischenzeit gelegten Schienen dahin, indem er sich durch die Hügel einen Bogen schlängelte. Der Herbst schmückte die ganze Gegend mit den verschiedenen satten Farben. An einigen Stellen lag bereits der Schnee und stellen weise, besonders an den hellen Waldlichtungen, erwärmte die Sonne die Erde immer noch gut. Zuweilen wärmte die Sonne auch den „Urlauber“, indem sie bei ihm unter dem Vordach des Bremsplatzes vorbeischaute. An was hatte er in dieser Zeit nur nicht nachgedacht.

Und der Lebensdurst gewann Macht über sein ganzes Wesen. Als ob der Mensch, der schon am äußersten Ende gewesen war, wieder zur Welt gekommen wäre.

Der Zug schleppte sich über eine kleine Brücke, nachdem er mit den Rädern ratternd zuvor, seine Fahrt verlangsamte und sich in der Kurve beinahe doppelt zusammengefaltet hatte. Der liegende Trudarmist konnte jetzt fast den ganzen Zug sehen, und soweit das Auge reichte, waren alle Waggons mit Holzstämmen und Sägeholz beladen. Hinter der Brücke, in der Ferne, bemerkte er irgendwelche Bauten. Nun musste bald ein Knotenpunkt kommen, dachte Mertyn, indem er seinen Standort in der Gegend endlich bestimmen konnte. Etwas Weiches und Großes fiel ihm plötzlich auf die Beine. Er sah, nachdem er den Kopf gedreht hatte, dass ein großer Ledersack wie aus heiterem Himmel, auf seine Beine her abgestürzt war. Über dem Sack tauchte der Kopf eines Menschen auf, der ganz in Pelz gekleidet war.

Die breiten Backenknochen und die mandelförmigen Augen verrieten in dem ungebetenem Gast einen Einheimischen. Der kleingewachsene Einheimische blickte auf den am Boden liegenden Trudarmisten herab und beide sahen einander misstrauisch an. Der Fremdling, versuchte mit der einen Hand, den Sack von dem

Halbtoten wegzuziehen, nachdem er die andere Hand in den Ärmel der Pelzjacke eingezogen hatte. Lange schauten sich zwei Passagiere, die beide Schwarzfahrer waren, den jeweils anderen ungebeten Weggefährten an. Der Fremdling setzte sich in der dem „Urlauber“ gegenübergesetzte Ecke auf seinen Ledersack auf dem Boden, nachdem er verstanden hatte, dass der auf dem Boden liegende Mensch für ihn keine Gefahr darstellte. Und so fuhren sie weiter, indem sie hin und wieder einen Blick auf einander warfen, aber sich auf kein Gespräch einließen. Am Knotenpunkt verschwand der Fremdling genauso schnell und geräuschlos, wie er gekommen war.

Nicht lange hielt der Zug am Knotenpunkt an. Offensichtlich wurde das Holz irgendwo dringend gebraucht. Nur etwa eine halbe Stunde blieb der Zug stehen. Dann wurde am hinteren Ende des Zuges eine weitere Dampflokomotive angekuppelt, die daraufhin alle Waggons zügig in die andere Richtung zog. Das Gepolter der Kupplung war von einem Ende bis zum anderen Ende des Zuges zu hören. Nun fuhr der Zug mit dem Ende zu der Hauptbahnlinie. Alles sei schon richtig, beschloss der immer noch liegende Mann. Am Knotenpunkt stießen viele Abstellgleise aufeinander, die in die Waldparzellen auseinander liefen. Weiter ging der Hauptweg streng gen Süden, zu den großen Betrieben und Gruben.

Die Sonne versteckte sich hinter dem Horizont. Die frühe Herbstdämmerung warf ihre Schatten auf die Talwege und Täler. Die Dampflokomotive, die Rauch- und Funkenschwaden ausstieß, schnaufte angestrengt am Anfang des Zuges. Wenn nur diese Nacht überstanden werden könnte, dachte sich der beinahe erfrierende Trudarmist und lehnte sich dabei mit dem Rücken an die innere Wand des engen Platzes an, indem er einen krummen Buckel machte.

Wie ein Geist erschien der ehemalige Weggefährte wieder am Bremsplatz. Diesmal warf er seinen großen Sack nicht nach vorne, sondern stellte ihn gleich in die Ecke, und dann kletterte er schon selbst, wie eine flinke Katze, die Stufen hinauf. Wie ein Buckel stand ein kleinerer Rucksack von seinem Rücken ab, und in der linken Hand hielt er außerdem noch ein großes Bündel.

Der Weggefährte rollte den Halbtoten, ohne ein Wort zu sagen, auf den Bauch und öffnete das Bündel, das er während seines ersten Besuchs nicht bei sich hatte. Der Inhalt des Bündels erwies sich nicht als ein Lappen oder eine Decke oder eine Jacke, sondern als ein großer, am Unterteil zerrissener, sibirischer Schafspelz, der noch in einem guten Zustand war. Nachdem er den Schafspelz mit einem Ende gelegt und den Mann wie einen Klotz darauf gerollt hatte, deckte der Weggefährte ihn mit der anderen Seite zu. Dann schob er einen Quersack tiefer unter den Rücken des „Urlaubers“, nachdem er das leichte Körperchen an den Schultern angehoben hatte. Wieder saßen dort zwei Menschen, die schweigend einander studierten. Der Weggefährte nahm sein Rucksack ab und stellte ihn auf seinen Schoss, wobei er immer noch den Liegenden ansah. Er machte den Rucksack auf, zog eine Soldatenfeldflasche heraus und nahm einen Schluck daraus zu sich.

Danach reichte er dem Reisegefährten die Hand mit der Feldflasche und machte eine einladende Geste. Mertyn nahm die Feldflasche mit den schwachen, zitternden Händen entgegen und nahm auch einige kleine Schlucke zu sich.

Das Getränk stellte sich als sowohl süß als auch bitter heraus. Mit heißen Klümpchen rollte es durch die Kehle herunter in den Magen hinein. Der Trudarmist begriff, dass

es kein Alkohol, sondern ein Heiltrunk war. Genauso schweigend überreichte er dem Weggefährten die Feldflasche, wobei er sich mit einem Kopfnicken dafür bedankte. Plötzlich ging es dem Halbtoten besser. Wieder strömte ein heller Streifen auf ihn und fing an, ihn auf seinen Wellen fortzutreiben, indem er das Bewusstsein betäubte und einschläferte.

Von Angst gepackt kam Mertyn zu sich, weil etwas Hartes, Metallisches damit begann, die Kinnlade auseinander zu drücken und nicht nur auseinander zu drücken, sondern eher zu zerbrechen. Er versuchte hinein zu beißen. Da hatte er sich aber verrechnet. Die Messerklinge drückte die Zähne vorsichtig, aber beharrlich immer weiter auseinander. Er machte die Augen auf. Direkt vor ihm befand sich der kniende Weggefährte. Die heiße Flüssigkeit verbrannte wieder die Kehle des Mannes. Diesmal goss der Fremdling, ohne das er dem Widerstand der Halbtoten Aufmerksamkeit schenkte, nicht weniger als einen halben Liter der Flüssigkeit aus der Feldflasche in seinen Mund. Danach setzte er sich erneut auf seinen großen Ledersack, wie auf ein Bänkchen.

„Du sein aber sehr schwächlich“, sagte der Weggefährte zum ersten Mal auf irgendeinem Kauderwelsch und tat seine Feldflasche wieder in den Rucksack und steckte das Messer mit Gewandtheit eines Magiers in den linken Ärmel seiner Jacke zurück.

Wieder sahen die zwei Menschen einander schweigend und forschend an. Der „Urlauber“ wusste nicht, was er denken sollte. Ein ihm völlig unbekannter Mensch gibt ihm ohne jeden Grund eine Mixtur zu trinken und wickelt ihn in den Schafpelz ein. Etwas stimmt hier nicht. Dieser sonderbare Typ möchte einen unklaren Vorteil daraus ziehen. Aber was für einen? Was könnte man ihm wegnehmen? Denn es gab nichts zu stehlen.

Eine Vermutung durchfuhr wie ein Blitz: „Aha! Alles klar. Dieser Schlaufuchs wird versuchen, mir die Stiefel auszuziehen, sobald ich einschlafen werde! Nicht umsonst gibt er mir so viel von diesem Trunk und deckt mich zu. Er will mich in den Schlaf versetzen. Nein, dazu wird es nicht kommen. Ich werde solange nicht einschlafen, bis du von hier verschwindest, mein Lieber. So ein Schlaumeier. Sogar einen Schafpelz hat er irgendwo dafür geklaut. Nein. Da bist du, Brüderchen, an der falschen Adresse. Meine Stiefel wirst du nie zu sehen bekommen“:

Die Geschichte der rindsledernen Stiefel des Trudarmisten kannten alle seine Pritschennachbarn. Das waren seine ersten Stiefel, die aus echtem gediegenem Leder bei einem bekannten Schuster zum Hochzeitstag genäht wurden. Es wurde versucht, sie ihm sowohl wegzunehmen, als auch zu tauschen, als auch zu kaufen, aber Mertyn schätzte seine Stiefel sehr und war davon überzeugt, dass solange er die Stiefel auf seinen Füßen hat, wird er am Leben bleiben. Natürlich sahen die Stiefel nun ganz anders aus als damals, als er sie gekauft hatte. Damals glänzten sie, als wären sie lackiert, und sogar die Stiefelschäfte standen eng und gleichmäßig, wie emaillierte Samowarröhren. Die Stiefelspitzen sind jetzt schief getreten, fahlweiß und abgenutzt. Die Stiefelschäfte sind mit Kratzen und Rissen übersät. Aber die äußerlich völlig unbrauchbaren Stiefel waren dennoch sehr zuverlässig und ließen weder Schnee, noch Wasser durch.

Die ganze Zeit über, während der „Urlauber“ mit den Gedanken über seine Stiefel beschäftigt war, kramte der Weggefährte in seinem Rucksack, den er wieder auf seinen Schoß gestellt hatte. Er brummte etwas vor sich hin und fuchtelte sogar zornig mit der Hand, als ob er mit sich selbst unzufrieden wäre. Es wurde schon fast dunkel, aber der auf dem Boden liegende Halbtote konnte deutlich sehen, dass der Weggefährte den Rucksack auf den Boden stellte, ohne ihn zu schließen.

„Das war’s. Nun wird er meine Stiefel abziehen und sie in den Sack stecken“, dachte Mertyn von Angst gepackt und mit der ganzen Kraft, die er hatte, zog er die Beine an sich.

Und tatsächlich. Der Weggefährte hielt sich mit beiden Händen an einem Bein des gefangenen fest, nachdem er sich auf alle viere gesetzt und das Ende des Schafspelzes hochgezogen hatte. Verzweifelt fing der an zu zucken, aber der Weggefährte war dem Trudarmisten an Kraft überlegen, und den Zweikampf gewann natürlich er. Blitzschnell geriet der Stiefel in die Hände des Fremdlings. Dasselbe geschah auch mit dem zweiten. Nachdem der Fremdling die Stiefel beiseite gestellt und die übel riechenden zerlumpten Fußlappen weggeschmissen hatte, streckte er die Hand nach dem Rucksack aus. Und jetzt versetzte Mertyn, nachdem er eine günstige Gelegenheit abgewartet hatte, einen Schlag seinem Gegner in die Seite. Vor Überraschung fiel der mit dem Rücken zur Wand.

„Du sein nicht kraftlos. Du sein ganz dumm“, - sagte der Weggefährte im Zorn, setzte aber das Geplante fort. Während er ein Bein mit einer Hand festhielt, begann er mit der zweiten Hand dem Trudarmisten einen langen weichen Strumpf anzuziehen.

„Und nun kuppelt er mich an, wie ein Pferd“, - dachte der von dem Kampf erschöpft gewordene Mertyn.

Sein Staunen war groß, als der Weggefährte ihm wieder den Stiefel anzog, nachdem er den lange Fellstrumpf aufs Bein angezogen hatte. Der gleichen Prozedur wurde auch das zweite Bein unterzogen. Danach wickelte der Weggefährte seinen Gefangenen aufs Neue in den Schafpelz ein.

„Es sieht so aus“, - dachte der völlig verwirrte Mertyn, als würde dieser Kerl mir wirklich helfen wollen? Das kann doch nicht sein“.

Der Weggefährte, der auf seinem Ledersack saß, wühlte wieder seinen Rucksack. Er erhob sich, rückte zum Halbtoten vor und überreichte ihm etwas in seiner geöffneten Hand. Der vor Hunger sterbende Trudarmist konnte einen Stück Weizenfladen, der mit einem Scheibchen dunklen Fleisches bedeckt war, sehen.

Es war nicht möglich, so einer Versuchung zu widerstehen. Die beiden aßen jeder auf seine Art. Der kraftlose Gefangene knabberte von seinem Teil des Brotes ab, und der Weggefährte benutzte sein Messer in meisterhafte Weise.

Essen bringt Menschen immer zusammen. Die Menschen, die an einem gemeinsamen Tische gegessen haben, können einander mit ganz anderen Augen sehen.

Auf diesem Bremsplatz des Eisenbahnwagens gab es zwar keinen Tisch, aber eine Art Band begann sich zwischen den Repräsentanten verschiedener Völker zu entwickeln. Es entstand eine Art Vertrauen zwischen dem Trudarmisten und seinem Weggefährten. Er war das in letzter Zeit nicht mehr gewöhnt. Jene Welt, in der Mertyn die letzten Monate gelebt hatte, war auf ganz anderen Prinzipien aufgebaut.

Jeder versuchte am Leben zu bleiben, so gut er konnte, denn die Menschen, die in dieser Welt lebten, wurden in zwei Teile aufgeteilt: In Sklaven und in Lagervorsteher. Die Sklaven, das heißt die Trudarmisten, waren wie immer und überall rechtlos, und die Lagervorsteher besaßen und verwalteten das Ganze. Die Lagervorsteher konnten einen zur Verrichtung von Arbeiten schicken, wo Menschen schon nach einer Woche zu Leichen wurden, aber sie konnten einem auch einen wärmeren Platz zuteilen. Die Lagervorsteher teilten alles auf: Arbeit, Lebensmittel und manchmal bestimmten sie, wie lange einer noch zu leben hatte.

Trotz all Mertins Bemühungen wach zu bleiben, konnte der Schlaf Macht über ihn gewinnen. Er hatte einen merkwürdigen und gleichzeitig wunderbaren Traum. Einen dermaßen süßen, dass man keinen Wunsch verspürte aufzuwachen. Mit seinem ganzen Körper spürte der Mann die Arme, Schultern, die Brust und den ganzen übrigen Körper seiner Frau. Sie schmiegte sich an ihn und ihre Wärme war gerade zum Wahnsinnig werden. Der erwachende Halbtote streckte seine Hände vor sich und stieß gegen einen lebenden Körper.

Was für eine Sinnestäuschung, dachte er, indem er vor sich herum tastete. Überall Fell. Wo seine Hand auch hingelangte, stieß sie auf Fell, unter dem ein lebender menschlicher Körper zu fühlen war.

„Du schlafen. Nicht zappeln mit den Füßen. Lassen deine Hände bei dir. Lassen keine Kälte unter den Pelzmantel“, bekam Mertyn plötzlich die Stimme des Weggefährten zu hören.

Endlich wurde mir alles klar. Das war der Weggefährte, der es sich neben ihm unter dem Schafpelz bequem gemacht hatte. Deswegen wurde es so warm und angenehm.

„Wenn ich nur meinen Pritschennachbarn davon erzählen könnte, dass ich im Schlaf einen Kerl für ein Weib hielt, dann wären sie vor Lachen tot umgefallen“, dachte Mertyn, indem er es sich bequemer machte. Noch eine Weile lag er da, auf das gleichmäßige Atmen des Schafpelznachbars horchend, und dann nahm der tiefe gesunde Schlaf ihn in seine Arme.

Er erwachte mit einem unklaren Gefühl der Unruhe. Der Schafpelznachbar war nicht da. Er hörte auch weder das Gepolter der Eisenbahnräder noch das Geschüttel, an das er sich bereits ein wenig gewöhnt hatte. Der „Urlauber“ setzte sich auf und entdeckte mit Staunen, dass der Fremdling zusammen mit seinem Ledersack und Rucksack wieder verschwunden war.

„Was für eine Sinnestäuschung? Das kann doch kein Traum gewesen sein“.

Mertyn fasste den Schafpelz, an dessen Ende er immer noch saß, an. Nein, er hatte nicht geträumt. Er bewegte seine Zehen. Die Beine fühlten sich angenehm und warm in den weichen Fellstrümpfen an. Ein Mensch war da und er erwies einen unschätzbaren Dienst. Vorsichtig schaute sich Mertyn um. Überall war eine dichte Reihe der Güterwagen zu sehen, aber kein einziger Mensch in Sicht. In der Ferne

ertönte ein lauter Pfiff der Dampflokomotive. Das Gepolter breitete sich durch den ganzen Zug, und die anliegenden Wagen fingen an, langsam rückwärts zu rollen. Indem er mit geöffnetem Mund nach Luft schnappte, kletterte der außer Atem gekommene Weggefährte den Bremsplatz hinauf. Mit dumpfem Geräusch fiel er auf den Boden und lehnte sich mit der Seite an seinen großen Sack.

„Zug zu schnell setzten sich in Bewegung. Sein beinahe ohne mich weggefahren“, sagte er keuchend, indem er Mertyn zulächelte.

„Heißes Kochwasser haben ich ausfindig gemacht. Wir werden jetzt Tee trinken. Zunächst aber erhole ich mich ein wenig“, fügte er hinzu, indem er es sich bequemer machte.

Der Weggefährte – Retter erzählte Mertyn viel. Er hatte einen sehr merkwürdigen Namen „Dobja“ und außerdem sagte er, er sei ein „Waldmensch“.

Dobja fuhr gegerbte Häute von Tieren, die auf der Jagd erlegt wurden, in die Stadt Schachtinsk zum Tausch gegen Salz, Zucker, Streichhölzer, Patronen. Das Fell, das im großen Ledersack lag, gehörte ihm nicht alleine. Vier Familien legten Geld und Pelze zusammen und auf gemeinsame Kosten schickten sie den Boten auf eine so weite und gefährliche Reise und gerade deswegen trennte sich Dobja nicht mal für eine Minute von seinem Gut.

Der Waldmensch Dobja war sehr erstaunt, als Mertyn seinen Vor- und Nachnamen nannte und sagte, dass er die deutsche Nationalität habe.

Der Waldmensch konnte nicht verstehen, was das bedeutete. Er versuchte zu beweisen, dass Deutsche und Faschisten fast ein und dasselbe seien. Kein Blödmann bin ich, sogar in den Zeitungen wird so geschrieben und auf den Bildern werden sie obendrein mit großen Zähnen gemalt. Das heißt, dass die Deutschen nicht mal Menschen sind, sondern etwas zwischen einem Menschen-Kannibalen und einem Wolf.

Sie begannen laut zu streiten. Jeder bestand auf seiner eigenen Wahrheit, indem man dem anderen nicht zuhörte. Böse saßen sie da und schwiegen, wobei sie kein Gespräch eingingen und einander nicht ansahen.

Da sich der Trudarmist tief in Dobjas Schuld fühlte, versuchte er als Erster, das Gespräch wieder aufzunehmen. Er erzählte, dass er eine Frau und Kinder habe, und dass sie ein Hungerdasein in einem der sibirischen Dörfer fristen. Er erzählte auch davon, dass er schon seit vielen Jahren Mitglied eines Kolchos sei und dass Dobja vielleicht über viele Jahre hinweg Fladen gegessen hat, die aus dem Mehl des Weizens gemacht wurden, der von ihm, dem Kolchosbauer-Deutschen Mertyn, gezüchtet wurden.

Der „Urlauber“ erzählte seinem Weggenossen auch, welche Qualen und Heimsuchungen den Trudarmisten zuteil werden. Auf welche Weise die Bürokraten das einfache rechtlose Volk verhöhnen. Misstrauisch sah der Waldmensch den „Urlauber“ an.

Es wurde ihm nicht bewusst, dass neben ihm ein Mensch sitzt, dessen Volk für alle Zeit verdammt wurde und Dobja empfand keinen Hass für ihn, im Gegenteil, er bemitleidet ihn und half ihm sogar selbstlos. Das Dobjas ganzes Weltbild zerbrach in seinem Inneren und er fühlte sich nicht gut dabei. In seinem Volk war es seit jeher üblich, Menschen zu helfen. Und nun stellt es sich heraus, dass Mertyn kein Mensch ist, sondern wer weiß was. Aufmerksam betrachtete der Waldmensch Dobja seinen zufälligen Weggefährten, aber außer ein bis zum äußersten abgezehrtes Wesen konnte er nichts erkennen.

Essen bringt Menschen zusammen, und eine Reise nicht weniger. Über viele Sachen konnten die zwei Menschen während der Tage, die sie zusammen in der engen Box des Bremsplatzes des Eisenbahnwaggons verbrachten, bereden. Die beiden lernen voneinander die Philosophie des Lebens. Der Rucksack von Dobja schien bodenlos zu sein. Was er nicht alles beinhaltete, und von allem, was der Waldmensch aß, bekam auch sein deutscher Weggefährte etwas ab. Dobja konnte die Bräuche seines Volkes nicht brechen. Es war für den Waldmenschen nicht einfach, sich nach dem Bekenntnis von Mertyn zu überwinden, aber nach und nach beruhigte er sich.

Sie schliefen genauso wie vorher unter einem Schafspelz. An den Ausweichstellen, ging Dobja fort, um heißes Kochwasser zu holen, ohne dabei zu vergessen, alle seine Sachen mitzunehmen. Der halbtote Trudarmist kam ein wenig zu Kräften, aber weil er Angst hatte, den Zug zu verpassen, entfernte er sich nicht weit vom Bremsplatz. Sehr schnell verrichtete er seine Notdurft und kletterte wieder seine Hühnersteige hinauf. Und so fuhren sie, und kamen sich allmählich näher. Mertyn wunderte sich darüber, dass sein Weggefährte seine Notdurft verrichtete, indem er auf allen vieren saß. Aber da er die Bräuche von Dobjas Volk nicht kannte, wollte er darüber keine Witze reißen. Alles erklärte sich in dem letzten Moment des Abschiednehmens.

An der Güterstation der Stadt Schachtinsk half Dobja dem aufgrund der guten Beköstigung erstarkten Halbtoten, auf den Bremsplatz eines mit Kohle beladenen Waggons eines anderen Zuges hinüberzukommen. Man brauchte niemanden zu fragen, wohin der mit Kohle beladene Zug fuhr. Die Kohle wurde auf der einzigen Haupteisenbahnlinie in die Stadt Sibirsk transportiert und gerade dahin musste der „Urlauber“. Nur 120 Kilometer entfernt von dieser großen Stadt befand sich das Dorf, wo seine Familie lebte.

Als Dobja die Hand des Weggefährten zum Abschied drückte, sagte sie, dass vielleicht auch ihrem Mann irgendwann, irgendwo, irgendjemand ein Stück Brot geben und ihn wärmen würde.

Mertyn starrte seinen Weggefährten mit vor Verwunderung großen Augen.

„Das bedeutet, du bist eine Frau?“

„Natürlich. Sein du völlig blind? Können du ein Weib von einem Kerl nicht unterscheiden?“

Lange sah er dem Waldmenschen nach, der ihm, einem Deutschen, einem Feind das Leben gerettet hatte. Indem sie sich aufgrund der Last auf ihrem Rücken nach vorne beugte, ging Dobja über die Schienen in Richtung Stadt und war wahrscheinlich schon mit anderen Gedanken beschäftigt.

Der „Waldmensch“ Dobja gab dem Deutschen - Mertyn zu guter Letzt etwas zu essen und steckte ihm einen großen, fetten, geräucherten Fisch und ein paar Fladen in den Quersack.

Mit leichtem Herzen trennte sie sich von einer ihrer zwei Aluliterfeldflaschen. Sie goss die Reste der Arzneimixtur in die Feldflasche mit heißem Kochwasser und überreichte sie dem Halbtoten.

Eine stumme Frage stand in den Augen von Mertyn, als er mit Tränen in den Augen und mit einem schweren, das Herz und die Seele bedrückenden Gefühl seiner Weggefährtin und Retterin Dobja von der Höhe des Bremsplatzes des Güterwaggons nachsah: Werde ich mich irgendwann bei dir, mein Engel-Behüter, je bedanken können?“

Relativ viel Zeit verbrachte Mertyn noch auf den Bremsplätzen der Eisenbahnwaggons. Die Menschen halfen ihm während seiner Reise wie sie nur konnten. Sie teilten letzten Brotbrösel und letzte Kartoffeln mit ihm. Einer lebenden Leiche ähnelnd klopfte er an die Tür seines Hauses am Ende seiner Reise. Sogar seine Frau sprang vor Schreck zurück, weil sie in dem hereingekommenen Menschen ihren eigenen Mann nicht erkennen konnte.

Der „Urlauber - Trudarmist“ überlebte, und das Gefühl der Dankbarkeit für die Güte und das Mitgefühl für alle Menschen, die ihm Hilfe in der schwierigsten Minute seines Lebens geleistet hatten, konnte er auch seinen Kindern vermitteln.

Das Treffen

Ein gewöhnlicher Telefonanruf, der sich nicht viel von anderen unterschied. Konstantin warf unzufrieden einen Blick aufs Handy. Der helle Triller brach nicht ab. Er nahm den Hörer in die Hand und nannte seinen Namen, nachdem er seine Miene verzogen hatte. Zunächst schien die Stimme unbekannt zu sein. Er strengte das Gehör an.

„Sie!?“

Das Gespräch verlief weiter wie in einem die Sinne benebelnden Traum. Auf die Fragen antwortete er unpassend und unverständlich. Das ganze Zwiegespräch verlief verworren, und später konnte er sich an die Einzelheiten nicht mehr erinnern.

Es fiel ihm allerdings ein, um ein gemeinsames Treffen zu bitten. Zeit und Ort bestimmte sie.

Sein Erinnerungsvermögen riss aus der Gegenwart. Die Vergangenheit kam aus der Tiefe auf, und dann erfüllte und gewann sie ihn restlos.

...Viele Jahre waren seit damals vergangen. Während dieser Zeit war er in der Welt umher gewandert. Er hatte sich an allem satt gesehen. Er hatte Frauen und genoss das Leben, aber so eine Liebe wie diese hatte es nie mehr gegeben. Er hatte kein Glück, diese Gefühle, die sich auf dem Grund des Gedächtnisses wie ein Kügelchen des lebendigen Quecksilbers gesetzt hatte, zum zweiten Mal empfinden zu dürfen.

Zum Treffen kam er viel früher als vereinbart. Er ging eine Weile im Park herum. Dann ging er zum Fluss. Lange suchte er nach einer bestimmten Birke. Sie wurde älter, wurde gebrechlich. Ihre einst schnee-weiße Rinde wurde jetzt grünlich-grau. An der Stelle, wo sie einmal ihre Initialen hinterlassen hatten, erhob sich jetzt ein warziger Ansatz, und es waren weder Buchstaben noch das Herz zu sehen. Mit einem schweren, die Seele bedrückenden Gefühl ging er in den Park zurück.

Er sah sie schon aus der Ferne. Sie lief, indem sie eine kleine Tasche, die einem langen Schülerfederkästchen ähnlich sah, schwenkte. Schlank, gut gebaut, immer noch zum Verrücktwerden schön.

Konstantin wusste, dass sich das Wort „Liebe“ schon abgedroschen, abgeflacht und banal anhörte, aber gerade in diesem Augenblick hätte er keine andere Definition für seine Gefühle finden können, die sich mit einer wieder glühenden, ihn würgenden Welle aus der Tiefe des Bewusstseins erhoben. Er verspürte den dringenden Wunsch, sie gerade hier zu umarmen und sie bis es weh tut in seinen Armen zu drücken und mit ihr eins zu werden.

„Was habe ich nur getan? Warum bin ich wie ein gemeiner Feigling von ihr weggelaufen? Hatte ich Angst, meine Freiheit zu verlieren? Und wozu ist sie jetzt gut für mich? Worin besteht der Sinn meines ewigen Suchens und Umherirrens?“

Er erhob die Augen und sah sie noch mal unverwandten Blickes an.

Eine Frau, die sich ihres Wertes bewusst war und die wusste, dass alle Männer ihre Aufmerksamkeit auf sie richten, vielleicht gerade deswegen, weil ihr Gang ein wenig auffordernd, provozierend war, kam auf ihn zu.

Sie reichte ihm die Hand. Sie sah ihn von Kopf bis Fuß an und sagte: „Alle Achtung! Du siehst nicht schlecht aus“.

Er fand keine Worte. Er wurde stumm, warf ihr bloß einen Blick zu und wurde aufmerksam. Etwas stimmte da nicht. Die Augen waren nicht dieselben. Er glaubte sich selbst nicht, aber aus Angst sie zu erschrecken oder zu beunruhigen, lenkte er seinen Blick beiseite.

Sie beklagte sich nicht über das Leben. Im Gegenteil, aus ihrer Erzählung ergab sich ein ziemlich klares Bild einer guten beruflichen Laufbahn. Fast die ganze Zeit ergriff sie die Initiative im Gespräch und gewandt lenkte sie diese Unterhaltung in die Richtung, die für sie am angemessensten erschien.

„Das ist sie nicht. Das ist nicht die Frau, die ich früher gekannt habe. Die, so wie sie vorher war, habe ich geliebt, sie war mein Ideal und Abgott. Sie war eine außerirdische Fee, und ich hatte sogar Angst davor, sie zu berühren, weil ich das als eine Art Schändung betrachtete. Und jetzt? Vor mir steht eine Frau, die dermaßen praktisch ist, als wäre sie ein Meißel oder ein Hammer in den Händen eines Bildhauers, und sie versucht jetzt aus mir eine Figur, die sie braucht, zu erschaffen. Sie ist geizig geworden und sie ist umsichtig mit Gefühlen. Und sie gibt ihre Energie nicht mehr, wie vorher, zurück. Im Gegenteil, sie zieht fremde Energie auf sich, nimmt sie in sich auf.“

Ein sinnloses Gespräch, das so leer wie eine ausgetrunkene Weinflasche war, nahm seinen Lauf.

Auf seine Fragen antwortete sie kurz. Sie lehnte sehr delikate, aber konsequent alle seine Versuche ab, das Gespräch auf die Vergangenheit und auf ihre nicht einfache Beziehung zueinander zu lenken.

Das Gespräch geriet ins Stocken.

Trocken verabschiedeten sie sich voneinander.

Sie begann munter, mit ihren Schuhabsätzen über das Pflaster zu hüpfen, immer noch lässig ihre Handtasche schwenkend.

Konstantin war die Kehle wie zugeschnürt. Er rief sie leise beim Namen.

Mit einem gleichgültigen Blick schaute sie zurück. Gerade in diesem Moment wurde es ihm bewusst, dass sie für ihn endgültig verloren war.

Bis zu diesem Augenblick lebte in seiner Seele, in ihrer geheimsten Tiefe, ein Funken Hoffnung, dass sie irgendwann zusammen sein würden. Diese Hoffnung starb jetzt qualvoll in seinem Inneren, und er konnte nichts dagegen unternehmen.

„Ist es möglich, dass ich schuld daran bin, dass sie so geworden ist?“

Rendezvous

Das Kamel lief mit der herunterhängenden Unterlippe, zitternd und spuckend, hinter einem Motorrad her. Zwei Männer, geduckt auf den Sitzen, eilten davon wie feige Murmeltiere. Der Beiwagen war ein ernstes Hindernis für die Manövrierfähigkeit des Motorrades und auch etwas zu schwer für den nicht allzu starken Motor. Das Motorrad zitterte vor Anstrengung, spuckte mit Abgasen wie eine Kanone, wurde aber nicht schneller. Die Landstraße ließ auch Besseres zu wünschen übrig. Sie war von schweren Kettentraktoren kaputtgefahren, voller Löcher und Pfützen, was den Fluchtweg auch erschwerte. Vielleicht gaben die zwei auf dem Motorrad auch ein ziemlich lächerliches Bild ab, aber ihnen war das Lachen vergangen. Sie fürchteten sich, jeden Augenblick von dem wütenden Kamel zertrampelt zu werden.

Dabei begann alles ziemlich lustig. Die Männer kehrten vom Heumachen zurück und sahen plötzlich zwei große Kamele, die unter sich um die Gunst des in der Nähe stehendes Weibchens buhlten, das teilnahmslos, unzufrieden, aber vielleicht auch stolz auf den von ihr ausgelösten Krieg mit einem hoch erhobenen Kopf in der Steppe stand. Es war viel heller und etwas kleiner als die Männchen. Die zwei waren schwarzen Bergen ähnlich und bespuckten sich in Rage, brüllten wie heisere Tubas und schlugen mit den Köpfen wie mit Keulen um sich. Wahrscheinlich waren sie beide gleich stark und keiner wollte nachgeben, weil sie beide schon bis zum Höcker bespuckt waren. Die verschwitzten Körper zeigten, dass der Kampf schon etwas länger gedauert hatte.

Die Männer stellten das Motorrad im Gebüsch ab und kamen zu Fuß etwas näher, um das seltene und außergewöhnliche Naturspiel zu beobachten. So was sieht man nicht jeden Tag kostenlos. Aber einer von ihnen konnte nicht nah genug herankommen. Er bog die Zweige zur Seite und drang noch näher durch die Büsche. Das war ein Fehler, der fast tragisch hätte enden können. Die Kamele vergaßen sofort ihre Rivalität, wandten ihre Köpfe misstrauisch in Richtung ihres neuen Feindes. Nun liefen sie, zuerst langsam schaukelnd, dann aber immer schneller zum Versteck der Männer.

"Mach dich aus dem Staub!", brüllte der Kamerad des Unvorsichtigen aus voller Kehle. Dieser hatte aber die Warnung schön nicht mehr nötig. Wie ein Hase sprang er zum Gebüsch zurück. Ohne anzuhalten lief er im Zickzack hinter seinem Freund her, der noch schneller war als er. Sie hörten hinter sich das grausame Gebrüll der Kamele, das ihren Lauf automatisch beschleunigte. Der Neugierige konnte irgendwie noch die Stimme seines Partners hören: "Schnell auf den Baum, Blödmann! Sie zertrampeln dich! Schnell auf die Birke!"

Er ließ nicht lange auf sich einreden und kletterte schnell wie ein Affe auf die erstbeste Birke.

Sein Gesicht war von Zweigen wie von Klingeln bei einer missglückten Nassrasur zerschnitten und zerkratzt. Es tat weh und blutete, aber er war heilfroh, dass er nicht unter den Hufen der wütenden Kamele gelandet war.

Sie standen wie zwei Berge im Unterholz, schauten böse zu den Männern hinauf, die sich in den oberen Zweigen der Birken versteckt hatten und brüllten von Zeit zu Zeit zornig auf.

Andreas, der als erster auf die Birke geklettert war, sagte seinem Freund vorwurfsvoll: "Wieso musstest du dich unbedingt sehen lassen? Bist du lebensmüde? Weißt du etwa nicht, dass die Kamele keinen Spaß verstehen, wenn sie um ein Weibchen kämpfen? Dabei brauchen sie keine blöden Zeugen wie dich! Das gefällt ihnen einfach nicht."

Der andere schwieg schuldbewusst. Sein Gesicht brannte. Die Stechmücken attackierten ihn erbarmungslos. Er hatte Durst. Die Fliegen, angelockt vom Blut auf seinem Gesicht, piesackten ihn. Der Arme schaffte es nicht, sie von sich fern zu halten. Stets lief er dabei Gefahr, vom Baum zu fallen.

Was für ein Tag! Erst ein kostenloses Kino. Dann ein Langlauf ums Leben auf einer Strecke mit Hindernissen. Und jetzt saß er auf dem Baum wie in einer Folterkammer. Und sein Kamerad jammerte nebenan wie ein schmerzender Zahn. Wie lange soll es noch dauern? Wahrscheinlich bis es ganz dunkel sein wird...

Die Kamele kapierten, dass die Männer außer ihrer Reichweite waren und sich ruhig benahmen, standen noch eine Weile misstrauisch herum, schauten ab und zu nachdenklich auf die Bäume, und entfernten sich endlich.

Es verging noch einige Zeit, bis Andreas vorschlug, von den Bäumen herunter zu klettern. Die Kamele grasten friedlich und hatten sich mittlerweile ziemlich weit entfernt. Wahrscheinlich hatten sie keine Lust mehr, sich zu bekämpfen.

Der Motor wollte nicht anspringen. Nach einigen erfolglosen Versuchen ihn zu starten, beschlossen sie, das Motorrad anzuschleppen. Vorsichtig schoben die Männer es durchs Gebüsch auf den Weg und hörten plötzlich hinter sich einen Krach von geknickten Zweigen und den schweren Lauf und Atem eines Kamels. Mit hoch erhobenem Kopf kam es durchs Gebüsch wie ein schneller Dampfer. Den rettenden Weg zu den Birken hatte es ihnen abgeschnitten. Die Lage war ziemlich ernst.

"Bitte, spring an, lass uns nicht im Stich", flehten die Männer das Motorrad an und schoben es mit voller Kraft. Der Motor verschluckte sich ein paar Mal, dann spuckte er eine Wolke Abgase heraus und sprang so schnell an, dass sie es gerade noch schafften, in die Sitze zu springen.

Das Kamel lief nur noch ein paar Dutzend Metern von ihnen entfernt hinterher. Der Weg war nicht mehr so holprig und führte von einem Hügel hinunter, das Motorrad wurde immer schneller. Das Kamel blieb immer weiter zurück. Andreas schaute sich verwundert um und fragte:

"Hör mal, wieso war es jetzt allein?"

Sein Freund schaute sich auch um, vergewisserte sich, dass sie außer Gefahr waren und antwortete nach einer kleinen Pause, breit lächelnd:

"Das zweite Kamel ist wahrscheinlich schlauer als dieser Blödmann. Es nutzt die Gunst der Stunde für ein Rendezvous mit der Kameldame. Solange dieser hier hinter uns herrennt, kommt das andere Männchen gerade auf seine Kosten. Ganz ohne Kampf. Kapiert?"

